

CHRISTIAN KNIEPS

*Der  
Rab*



# Der Rab

Roman

von

Christian Knieps

© Alle Rechte beim Autor

Feedback ist erwünscht - als Rezension oder per Mail an  
[christian@christianknieps.net](mailto:christian@christianknieps.net)

[www.christianknieps.net](http://www.christianknieps.net)

## Kapitel 1

Noch bevor ich die Augen öffnete, spürte mein in eine Decke eingerollter Körper das nasskalte Ziehen des Morgens und riss mich aus der Welt der Träume in die Wirklichkeit. Die Hütte, in der ich schlief, war alles andere als gut gegen die Kälte abgedichtet, die in den frühen Morgenstunden dieser Jahreszeit über der weiten Ebene niedersank. Die Kälte hatte zu einer leichten Starre meines Körpers geführt, und ich versuchte den Moment des Erwachens zu genießen, jene Zwischenwelt des Nichtmehrträumens und des Wachseins, in der man sich die Erinnerungen der Nacht vor dem geistigen Auge nacherzählen lassen kann, doch an diesem Morgen war es besonders kalt und der Herbst kündigte sich mit aller Macht an. Ich quälte mich aus meinem einfachen Schlafgemach, blickte durch die im fahlen Licht liegende Runde männlicher Körper, sah die anderen, noch schlafenden Schafhüter und versuchte, ohne einen zu wecken, den Haufen mit meiner Kleidung zusammenzuraffen, über den Arm zu schmeißen und aus der Hütte zu treten, um mich vor der Türe, im Dunst und der Frische des Morgens, nahezu lautlos anzuziehen. Wie fast jeden Tag war ich von der Hirtentruppe der erste, der wach wurde, und an diesem Morgen schien eine düstere Vorahnung auf meiner Seele zu liegen, die ich jedoch nicht genauer zu benennen vermochte. Ohne weiter in mich zu dringen, da meine morgendlichen Aufgaben anstanden, trat ich aus der schützenden Tür ins kühle Morgenrauen und sog die kalte Luft in meine Lungen, die aufgrund der schneidenden Kälte der Luft innerlich brannten. Dieses allmorgendliche Gefühl der Lastenfreiheit, das Ablegen all der Erinnerungen, die hinter mir lagen und nur den Blick nach vorne, auf die Sorgen und Nöte des vor mir liegenden Tages, war es, was mich für jeden neuen Tag wappnete. Mein Blick wanderte über die weit ausgestreckte Ebene, fiel auf zitternde Pappeln, mit Tau bedeckte Wiesenlandschaften und auf einen leichten, auf dem Boden liegenden Nebel, der sich wie ein Bahrtuch über ein Seenplateau in der Ferne niedergelassen hatte und seidenartig die Konturen der Landschaft verschleierte. »Kaum, dass die Sonne ihre ersten Strahlen über den Horizont schickt, wird es den Nebel nicht mehr geben«, dachte ich, »und in der Mittagssonne, die in den Höhen auch in dieser Jahreszeit noch über genügend Kraft verfügt, wird auch keine Feuchtigkeit mehr auf den Gräsern liegen. Nein, die von oben drückende, spätsommerliche Hitze wird ihre ganze Kraft verwenden, dieses im Moment einladend wirkende Fleckchen Erde zu einer unwirtlichen Gegend zu machen, in der wir, die Menschen und Tiere, jeden Schatten ausnutzen und auf den Abend und den Untergang der Sonne warten. Doch bis zum Untergang liegen noch einige arbeitsame Stunden vor uns«, sagte ich mir und streckte mich in der nasskalten Morgenluft. Ich rieb mir den Schlaf aus den Augen und schnürte die leichten Sandalen, sorgte für einen festen Tritt auf den gerölligen Wegen in den Bergen und ging um die Hütte herum, um nach den Tieren zu schauen. Die Schafe lagen wie jeden Morgen zusammengedrängt in einer Ecke unter einem Regenschutz und harrten gemeinsam gegen die um sich greifende Kälte der frühen Stunden; auch

die Hunde hatten sich an einer Stelle zusammengerottet und schützten sich mit ihrem Körper gegenseitig vor dem Auskühlen. Im Gegensatz zu den Schafen bemerkten die Hunde jedoch mein Kommen und sprangen einer nach dem anderen schwanzwedelnd auf, liefen zu mir und begrüßten mich überschwänglich. Sie kannten mich seit langem als denjenigen, der sie morgens fütterte und ihnen die erste Aufmerksamkeit des Tages schenkte, noch bevor die anderen Hirten aufstanden und sich ebenfalls um ihre Tiere kümmerten. Zugleich hatte ich den Hunden in vielen mühsamen Stunden beigebracht, zu dieser Morgenstunde nicht zu bellen, denn meine Kameraden schlummerten noch tief und fest in der Hütte. Nachdem die Hunde versorgt waren, führte mich mein zweiter Weg hinter die Hütte, wo ich einen leeren Korb vorfand, der dort gestern Abend von einem Arbeitsunwilligen abgestellt worden war, ohne neues Brennholz aufzufüllen. Das Problem daran war, dass alle darum zu wissen schienen, dass ich diese Lustlosigkeit niemandem zur Last legen würde; sie konnte allesamt darauf vertrauen, dass ich diese Arbeit für sie erledigte. Gebückt sammelte ich die wenigen fein geschlagenen Holzscheite vom Boden zusammen, füllte den Korb mit gröberen Holzblöcken voll, legte das Anmachholz oben drauf und trug den schweren Korb vor die Hütte. Außer Atem gönnte ich mir einen weiteren Blick über die mit sich im Frieden scheinende Ebene, wusste um die alte Stadt, die hinter einem entfernten Berg schlummerte, wusste um das Meer, das an ihrer felsigen Stadtmauer brandete, wusste um diese andersartige Welt, da ich diese Stadt nur ein einziges Mal vor vielen Jahren besucht und erlebt hatte. Als mein Vater noch lebte, wurden eines Tages alle Menschen in der Umgebung, die eine offizielle Funktion ausübten, in die Stadt gerufen, und da mein Vater zu dieser Zeit der Aufseher dieser bergigen Landstriche war, in der wir weiterhin lebten, blieb ihm keine andere Möglichkeit, als an dieser Versammlung teilzunehmen. Obwohl nichts Greifbares für uns Hirten bei dieser Reise als Ergebnis mitgebracht wurde, nahm ich für mich selbst viele beeindruckende, aber auch abstoßende Erinnerungen aus der Stadt mit. Ich sah eine farbenfrohe und überaus geschäftige Welt, sah Menschen, die nur mit ihren Händen und ihrer Handwerkskunst ihr Leben bestritten, ob schreibend, werkelnd oder bettelnd, sah mächtige, steinerne Gebäude, die der morgendlichen Kälte mit aller Macht den Eintritt verwehrten, durchschritt mit meinen Begleitern einen überaus lebendigen Markt und wunderte mich über die Vielfalt der angebotenen Acker- und Baumfrüchte, der Fische und Fleischsorten, und glaubte mich an einem paradiesischen Ort, der jedoch auch seine Schattenseiten offen zeigte. Voller unerwarteter Glücksgefühle wünschte ich mir in diesem Moment nichts Sehnlischeres, als eines Tages in einem dieser Häuser zu wohnen, ein Handwerk auszuüben und auf den Markt gehen zu können, wann ich es immer für richtig hielt. Es schienen die entscheidenden Momente meines Lebens zu sein, doch sie waren trügerischer Art; als wir in den Versammlungssaal des Rathauses kamen und uns die Wachen dort in der allerletzten Reihe die Plätze zuwiesen, erkannte ich die Kehrseiten des Landlebens. Die Vertreter aus allen umliegenden Gebieten waren

in die Stadt gerufen worden, aber nicht, um mit ihrer Stimme eine Entscheidung zu fällen, die ihren Interessen entsprach, sondern sie waren nur gerufen worden, damit die vermeintlichen Repräsentanten des Volkes ihre Macht vor aller Anwesenden Augen öffentlich demonstrieren konnten. Alle Vertreter der Hinterlande waren dem Verheißung versprechenden Ruf gefolgt; manche von ihnen waren drei Tage unterwegs gewesen und vernachlässigten für dieses Unterfangen ihre eigentlichen Aufgaben, doch am Ende standen sie ohne den ersehnten Erfolg da. Nach drei Stunden lebhafter Diskussion innerhalb des engsten Kreises des Rates, an der allein die vordersten Reihen die Gelegenheit zur Wortmeldung erhielten, wurden wir alle mit geheuchelten Danksagungen aus dem Saal entlassen, doch keiner von den angereisten Vertretern vom Lande hatte auch nur ein einziges Wort zur Diskussion beitragen dürfen. Es war ein Bild der Hoffnungslosigkeit, in der man den neuen Bekannten aus den anderen Landstrichen das Lebewohl sagte, im stillen Wissen darum, sich wahrscheinlich im Leben niemals wieder zu begegnen, auch wenn man darum wusste, dass das Lebensleid ein ähnliches war. Es war für meinen Vater eine sinnlose Reise gewesen, aber vor allem zerstörte die Versammlung mein eben erst erworbenes Bild der großen, farbenprächtigen und überaus reizenden, alten Stadt. In gedrückter Stimmung machten wir uns zumeist schweigend auf die Heimreise, zurück hinaus auf Land, nahmen jedoch einige Handelswaren mit, die wir sonst nur schwerlich beziehen konnten, da nur selten fahrende Händler zu uns aufs Land kamen. Nur dann, wenn es nötig wurde, einen von uns in die Stadt zu schicken, um die überschüssigen Erzeugnisse eines guten Jahres einzuhandeln, kamen Gegenstände in unseren Besitz, die für die Stadtbevölkerung alltäglich, jedoch für uns Bergmensen ungemein seltene waren. Alles andere, was wir zum Leben brauchten - Essen, Wasser, Milch, Kleidung, Decken oder Sandalen - konnten wir uns selber herstellen und benötigten keine Hilfe von anderen Menschen. Umso enttäuschender erschien uns das Ergebnis der Reise in die alte Stadt, denn im Vorfeld war das Gerücht unter den Reisenden umgegangen, dass es in dieser Ratssitzung um wichtige Entscheidungen gehen sollte, die vor allem uns Landbewohner ein verbessertes Leben versprochen. Tagelang streifte ich nach unserer Rückkehr in die Berglandschaft mit meinen Schafen durch die weiten Ebenen und suchte nach dem Sinn der Reise und der Einberufung in die Stadt, doch es verblieb nichts als Sinnlosigkeit in meinem Kopf. Je mehr ich über die Umstände und das Ergebnis der Versammlung nachdachte, desto mehr erwuchs in meinem Innern die Abscheu vor der alten Stadt, vor den dort lebenden und offensichtlich falsch spielenden Menschen und insbesondere vor den Mächtigen, die sich einen Spaß daraus zu machen schienen, uns Landbewohner zum Zweck einer Demonstration ihrer Macht den weiten Weg in die Stadt kommen zu lassen. Ich wollte niemals wieder in meinem Leben die Stadt und die Menschen darin sehen, deren freundliches Lächeln sich in meiner Erinnerung zum Hohn wandelte, und ich schloss mit den steinernen Gebäuden sowie den darin lebenden Städtern im Geiste ein für alle Mal ab. Es

manifestierte sich in meinem Herzen eine tiefe Abscheu gegen das städtische Leben, und als der Tag kam, da mich mein Vater auf dem Sterbebett unter der Last des nahenden Todes fragte, ob ich sein Amt übernehmen und weiterführen wolle, lehnte ich, ohne eine Begründung zu nennen, ab. Mein Vater hatte in meiner Jugend stets versucht, mir die bestehende Rechtsordnung zu erklären, denn er schien um ihre Bedeutung auch für uns Landmenschen zu wissen, doch nach dem Erlebnis in der Stadt war es mir unmöglich, mich dem Machtverhalten der Stadtoberen unterwerfen zu können. Im Nachhinein glaubte ich zu wissen, dass mein Vater die Beweggründe meiner entschiedenen Absage wohl verstand und davon absah, tiefer in mich zu dringen. Schlussendlich ging der Posten des Landamtmannes an meinen im nächsten Dorf wohnenden Onkel; seither wurde er zweimal in die Stadt berufen und kam beide Male mit leeren Händen und ohne eine Entscheidung beeinflusst zu haben, zurück. Hier auf dem Land, in der weiten, rauen Gebirgswelt mit den hochgelegenen Ebenen schlägt eine andere Zeit; Anstand, Ehrlichkeit und Betragen untereinander sind hier nicht nur Floskeln, um sich zu darzustellen oder andere Menschen zu täuschen, sondern sie gelten als die grundlegenden Pfeiler unseres Zusammenlebens. Ohne diese Grundpfeiler würden wir auf dem Land alle untergehen, denn in dieser Ödnis sind wir nichts ohne den anderen, der Kampf gegen die harten Umstände, ohne die Hilfe der anderen, würde uns die letzte Kraft zum Leben rauben. Ich war stets der festen Überzeugung und glaubte auch noch an jenem Morgen, als ich über die weite, taufrische Ebene blickte, dass wir andere Menschen seien, dass diese innere Entbundenheit zu anderen Sichtweisen führte, dieses Denken des Einzelkämpfertums den Stadtmenschen vom Landmenschen unterscheidet und beide in den Lebenseinstellungen trennt. Niemals wollte ich in die Stadt ziehen, wie ich es mir früher einmal gewünscht hatte. Denn was wäre man dort ohne eigenen oder nur spärlichen Besitz, ohne die Freiheit, die man auf dem Land unter Hirten oder nur mit seinen Schafen auf der Weide besitzt?

## Kapitel 2

Den Blick durch die Weite verlierend, erwachte ich aus dem Tag für Tag wiederkehrenden Wachtraum und begann, den mit Brennholz gefüllten Korb in die Hütte zu schleifen. Bald würde die Sonne den weit entfernten Horizont in ihr morgendliches Rot tauchen, und um diese Zeit wollten alle Hirten bereits auf dem Weg zu ihrer Weide sein, denn ein Marsch unter der schon hoch am Himmel stehenden, spätmorgendlichen Sonne würde für alle Lebewesen zur Qual, und die anderen Hirten in der Hütte verließen sich auf mich, dass ich sie rechtzeitig wecken würde. Seit Jahr und Tag war ich der Frühaufsteher der Gruppe, und auch an diesem Morgen weckte ich einen nach dem anderen leicht rüttelnd an der Schulter. Das allgemeine Treiben in der Hütte erwachte und ich ging zurück nach draußen, um nachzuschauen, ob bei den Schafen, die sich mittlerweile im Gatter verteilt hatten, alles in Ordnung war. Die Gedanken an die Stadt kamen an jenem Morgen

erst zurück, als ich unter einem großen Baum mit weit ausgefächerten Ästen saß und meiner Herde bei Grasen zuschaute. In der aufkommenden Mittagsmüdigkeit verloren sich meine anstehenden Aufgaben und somit auch meine konzentrierte Aufmerksamkeit. Der Marsch auf diese Weide war ereignislos verlaufen, bis ein Schaf über einen Spalt im Gebirge springen wollte und es beinahe nicht geschafft hätte, doch am Ende alles lief glücklich ab und der Aufstieg ging ohne weitere Verzögerungen fort. Alle Schafe grasten auf der Bergwiese in friedlicher Atmosphäre, sodass mein Blick über die grauen Gesteinsformationen des Hochlandes wandern konnte; und als ich einen Überstand entdeckte, der der Form eines Hausdaches in der alten Stadt nahekam, erinnerte ich mich an die frühen Gedanken des Tages und wollte sie mit aller Macht beiseiteschieben, doch sie kamen immer wieder auf diesen einen Gegenstand zurück. Um sie endgültig zu vertreiben, stand ich trotz der Müdigkeit und der Hitze auf und machte eine Runde durch die Schafsherde, stets begleitet von meinen zwei Hunden. Die Hitze war bereits beträchtlich und ließ mich erkennen, dass es heute ein sehr heißer Tag werden würde, an dem sich kaum ein Lüftchen in diesen Gebirgszügen regte. Zielloos streifte ich in der Ebene umher und bäugte jedes einzelne Schaf, ging in Gedanken meine Herde durch und zählte sie dabei. Ich zählte sie nicht, weil ich Angst hatte, dass mir eins abhandengekommen war, sondern weil mich das Zählen der Schafe stets zu meiner eigentlichen Aufgabe zurückbrachte und innerlich beruhigte. Als ich erkannte, dass keins fehlte, kehrte ich zu meinem Baum mit seinem tiefen Schatten zurück. Erneut versank ich in ziellose Gedanken und schien die Erinnerung an die Ereignisse um meinen Besuch in der Stadt verdrängt zu haben, doch als mein ohne Ziel strebender Blick auf jene Gesteinsformation fiel, die mich sogleich wieder an das Dach eines Stadthauses erinnerte, waren die Gedanken sofort wieder präsent. Die Bilder in meinem Kopf quälten mich weiter, und ein weiteres Mal stand ich auf, doch dieses Mal wollte ich mich davon überzeugen, dass die Formation aus Stein war und kein Dach - nur eine geistige Abbildung meiner Ängste und Träume. Ich schaute nach meinen Schafen und wusste, dass sie mit dem Grasen so sehr beschäftigt waren, dass ich sie ohne großes Risiko für eine kurze Zeit unbeobachtet lassen konnte, durchquerte die Ebene und suchte mit meinen Augen einen ungefährlichen Weg zum Aufstieg zur Gesteinsformation. Meine Hunde begleiteten mich, erkletterten mit ihrer Behändigkeit die Steigung viel schneller und wiesen mir einen tretbaren Weg nach oben. Es waren nur wenige Minuten des Hinaufkletterns, in denen ich meine Herde stets im Augenwinkel behalten konnte, doch diese graste sorglos weiter, ohne mich auf meinem Kletterpfad zu beachten. Angespannt nahm ich hingegen den nächsten Kletterabschnitt; meine Hunde waren bereits auf dem kleinen Plateau, das sich vor der dachähnlichen Formation scheinbar ausbreitete. Kaum, dass die Hunde die kleine Ebene erklettert hatten, begannen sie mit lautem Gebell, und ich malte mir aus, dass sie womöglich ein wildes Tier aufgeschreckt hatten. Ich hoffte, dass dieser Überstand nicht das Versteck eines Bären war, der sich für den heißen Tag in den Schatten dieses

Unterschlupfes zurückgezogen hatte. Das Gebell der Hunde hielt an, und ich kletterte schneller, wagte mich mutig, ohne vorher nach einer sicheren Möglichkeit zu suchen, auf direktem Weg vor und erreichte das Plateau mit einem großen, letzten Kraftaufwand. Als ich mich über die Kante zog und zum ersten Mal zu sehen bekam, was der Grund für das Bellen meiner Hunde war, erschrak ich dermaßen, dass ich beinahe die Kontrolle über mein Gleichgewicht verloren hätte. Mit letzter Kraft zog ich mich zitternd auf die Hochebene und hielt meine Augen fest auf den blutenden Mann gerichtet, der am hinteren Rand des Gesteins lag und sich bei dem Anblick meiner bellenden Hunde vor lauter Angst mit dem Rücken an den Stein presste, soweit es ihm möglich war. Mit bebendem Puls erhob ich mich vom Boden, rief meine aufgebrachten Hunde zur Ruhe, ließ sie sich hinlegen und ging auf den Mann zu, dessen Körper ebenfalls bebte, allerdings vor Angst. Ich erkannte, dass er große, offene Schnitt- und Schürfwunden an den Beinen hatte, die verbunden werden mussten; außerdem hatte er Abschürfungen an den Gelenken, Händen und den Füßen. Gebannt von seinem Aussehen fragte ich mich, mit welcher Geschwindigkeit er diesen Aufstieg genommen haben musste, um sich diese Verletzungen zuzuziehen, und wollte ihn an der Schulter anfassen, doch er zog sich noch weiter zurück. Ich zuckte ebenfalls zurück und musterte den Mann genauer, der in der drückenden Hitze der Mittagssonne gegen die eigene Ohnmacht zu kämpfen schien. Ich nahm den mit frischem Bergwasser gefüllten Wasserschlauch von meinem Rücken, öffnete ihn, und als der Mann sah, dass ich keine Bedrohung, sondern Hilfe sein wollte, schenkte er mir mehr Zutrauen und zeigte auch sein bisher abgewandtes Gesicht. Auf den ersten Blick erkannte ich unter dem verkrusteten Blut und den Abschürfungen das Gesicht eines Mannes im mittleren Alter, und beim näheren Betrachten seiner Kleidung erinnerte ich mich, dass ich diese Art des Gewandes vor Jahren bei meinem Besuch in der Stadt gesehen hatte. Vorsichtig gab ich dem Mann kleine Schlucke Wasser, die er begierig trank und fragte mich, wie ein Stadtmensch in diesem Zustand an diesen Ort gekommen war, traute mich aber nicht, den Mann anzusprechen. Die starke Unsicherheit und Abneigung gegenüber den Menschen aus der Stadt hielt mich solange zurück, bis der Verwundete versuchte, sich für meine Hilfe zu bedanken. Ich blickte ihm in die Augen und erkannte, dass er nicht die Kraft hatte, etwas zu sagen, doch auch die wenigen Bewegungen, zu denen er noch Kraft fand, waren Ausdruck genug. Wenige Momente später versank er in eine tiefe Ohnmacht, aus der ihn selbst mein frisches und kaltes Wasser nicht erwecken konnte. Ich schaute nach, ob irgendwo auf dem Plateau sein Hab und Gut verstreut lag, doch ich fand nichts, stand auf, blickte in die Ebene zu meinen weiterhin grasenden Schafen und traf eine Entscheidung. Dem bewusstlosen Mann verband ich mit meinem Halstuch die offenen, blutenden Wunden am rechten Bein und suchte nach einem sicheren Abstieg mit festem Tritt, den ich auch fand, indem ich einen kleinen Umweg machte. Mühsam wuchtete ich mir den Verwundeten auf die Schulter und versuchte, so sicher es mir möglich war, einen Weg durch das

Geröll hinab zu meiner Herde zu finden. Nur sehr schleppend kamen die Kräfte in den Körper des Mannes zurück, nachdem ich den Verletzten an jenem Tage aus den Bergen zur Hütte in mehreren Etappen auf dem Rücken getragen hatte, da ich auch zeitgleich noch meine Schafe wieder von der Weide treiben musste. Zwei Tage lang war der Mann in die tiefste Ohnmacht versunken, selten einmal wechselte sein schlafender Zustand in einen dämmernden und orientierungslosen, und auch an den folgenden beiden Tagen kamen seine Worte äußerst unverständlich aus seinem vertrockneten Mund. Die anderen Schafhirten erkannten auch, dass er ein Stadtmensch sein musste und lehnten jede Hilfeleistung ab. Ich übertrug meine Herde an den Sohn eines anderen Hirten, dem ich bedenkenlos vertrauen konnte, da er sicherlich eine eigene Herde hätte, wenn sein Vater nicht jedes Jahr gezwungen wäre, mehrere Schafe zu schlachten, um seine anderen Kinder, die bei seiner Frau in einem fernen Dorf lebten, zu ernähren. Mit dieser Entscheidung, die Herde für einige Tage in eine andere Obhut abzugeben, war uns beiden geholfen; der Junge konnte sich mit meiner Herde wie ein wahrer, auf sich selbst gestellter Hirte fühlen, und ich konnte bei dem Verwundeten wachen, seine Verbände wechseln, ihn waschen und versuchen, ihm in wachen Momenten Kräutersud oder eine stärkende Suppe einzuflößen. Während der gemeinsamen Abendstunden gingen die anderen Schafhirten auf Distanz zu mir, und wenn ich mit ihnen ins Gespräch kam, fragten sie mich mit spitzer Stimme, warum ich den Städter nicht in den Bergen habe sterben lassen. Anstatt dessen hätte ich ihn mitgenommen und nun tränke er unsere Suppe, nehme meinen Schlafplatz ein und mich ganz in Anspruch, beklagten sie sich, doch sie verkannten dabei auch, dass ich allein meinen Besitz teilte und dabei niemanden außer den Sohn des Hirten um Hilfe bat. Um meine Herde machten sie sich gewiss keine Sorgen, denn der Junge hatte bereits mehrmals die Herden anderer betreut, wenn einer der Hirten krank war. Die Stimmung war gereizt, und die Männer versammelten sich nur noch in der Hütte, um zu schlafen, der Plausch über die wenigen Ereignisse des Tages fand an anderen Orten statt; ich bemerkte, dass sie mich aus voller Absicht mieden. Ich wusste auch warum und nicht nur sie, sondern auch ich wunderte mich über meine aufopfernde Hilfeleistung gegenüber einem Stadtmenschen, insbesondere, da ich aufgrund meiner Erfahrungen mit den Städtern stets am Heftigsten in der Runde der Hirten gegen sie gewettert hatte. Doch ich saß bei dem Mann aus der Stadt und wachte über sein Leben, als wäre es das eines geliebten Menschen, und auch wenn ich selbst keinen einleuchtenden Grund für mein fürsorgliches Handeln fand, spürte ich etwas in mir, das mir sagte, dass ich richtig handelte. Ohne eine Erklärung zu haben, versorgte ich den Verwundeten, ignorierte die Abweisung der anderen Hirten, und noch heute frage ich mich manchmal in stillen Momenten, warum ich damals nicht den Drang verspürte, den ich zu haben glaubte, einem Stadtmenschen eher beim Sterben zuzusehen, als ihm zu helfen. Ich fragte mich schon damals, warum ich auf dieses Plateau steigen wollte und welche Macht mich dorthin getrieben hatte. Der Glaube ans Schicksal spielte in meinen Überlegungen eine

dominierende Rolle, allerdings war die Entscheidung, dem verwundeten Stadtmenschen zu helfen, meine eigene, die ich mir in diesen Tagen, an dessen Krankenbett, kaum zu erklären vermochte.

### Kapitel 3

Am Morgen des fünften Tages erwachte ich aus dem Schlaf und zitterte am ganzen Leib, da ich die meisten meiner warmen Decken dem Fremden gegeben hatte, um dessen geschwächten Körper vor einer weiteren Auskühlung zu schützen. Ich zwang mich zum Aufstehen und verspürte das Kribbeln, das das zurückkommende Leben in den Gliedern ankündigte, streckte mich und bahnte mir meinen Weg vorsichtig an den Schlafenden vorbei nach draußen. Der erste Schwall frischer, kalter Luft, der sich mit der leicht erwärmten, verbrauchten aus der Hütte vermischte, ließ mich ein weiteres Mal erzittern und gab meinen Gedanken einen Anschub. An diesem Morgen fühlte es sich anders an als an den vorhergegangenen; zwar glitt derselbe forschende Blick über die weit ausgebreitete Ebene, doch erschreckenderweise lag kein Missfallen in meinen Gedanken, als ich den Hügel erblickte, hinter dem sich die Stadt und das Meer erstreckten, allenfalls ein unscheinbarer Zweifel machte sich in meinem Herzen breit, von dem ich zu diesem Zeitpunkt jedoch nicht ahnen konnte, welchen näheren Bezugspunkt er zu mir hatte. Verwundert über meine geänderte Gefühlslage machte ich mich daran, meinen täglichen Aufgaben nachzugehen, füllte den Korb, fütterte die Hunde und weckte die anderen Hirten. Auch wenn die Stimmung am fünften Morgen in Folge unverändert eine mürrische war, berührte mich diese nicht wie an den anderen Tagen; ich vervollständigte mein gewohntes Tagwerk bis zum Abmarsch der anderen Hirten, überblickte den Zustand meiner Herde, erkannte die gute und verantwortungsvolle Fürsorge des Jungen und verabschiedete ihn und die anderen auf die Weiden. Zögernd ging ich, meinen Blick aufs Gebirge gerichtet, zurück in die Hütte und fragte mich, was ich wohl dem Mann antworten würde, wenn er mit mir in ein Gespräch kommen wollte. Um diese belastende Gedankenstarre abzustreifen, machte ich mich an die Versorgung des Stadtmenschen und vergaß über meine Beschäftigung zeitweise meine Bedenken. Am späten Vormittag erwachte der Verwundete und war seit Tagen das erste Mal völlig bei Sinnen. Urplötzlich verschob es sich in meiner Magengegend, als ich in die zugleich dankbaren, aber auch einschätzenden Augen meines Gegenübers blickte, der scheinbar in diesem Moment zum ersten Mal das Ausmaß seiner Rettung erkannte. In mir krampfte sich der Körper zusammen, mein Empfinden war wie ein gespannter Jägersbogen, jeder Zeit bereit, um meiner selbst verteidigend abgeschossen zu werden. Ich wartete auf ein eröffnendes Wort des Stadtmenschen, doch vergingen einige Momente der Stille und des Zweifelns, ehe er zu sprechen begann und mich mit schwacher Stimme nach meinem Namen fragte. Ich antwortete stotternd mit trockenem Munde und fragte ihn nach seinem Befinden, denn es wollte mir in diesem Augenblick keine andere Frage einfallen, um das Gespräch von meiner Seite aus nicht enden zu lassen. Mit

einem schmerzgequälten Lächeln, das ihm missriet, versuchte der Mann einen Scherz und meinte, dass es ihm besser ginge als noch in den Bergen, wo ich ihn gefunden hatte. Ich erkannte die Anstrengungen, die er leisten musste, um aus seinen Gedanken Worte zu formulieren; sein ganzer Körper war noch zu schwach, um gegen die Wunden und die anstehenden Ungewissheiten zu kämpfen. Als er erneut zum Sprechen anhub, gebot ich ihm zu schweigen, damit er seine Kräfte schonte; er verstand und nahm in kleinen Schlucken eine kräftigende Brühe zu sich, die ich warm gemacht hatte. Es war ein ungewohntes Gefühl, dem geretteten Mann beim Essen wahrhaft in die Augen blicken zu können, ihm näher zu sein, als die Tage zuvor, in denen es mir trotz mangelnder Beschäftigung nicht gelungen war, mich angebracht mit der neuen Situation, die unweigerlich eintreten musste, auseinanderzusetzen. Der Verwundete aus den Bergen hatte meine Gefühlswelt durcheinandergebracht, hatte einen Pflock aus meinem Herzen entfernt, doch wollte das Innere, die angestauten Erinnerungen und Vorurteile gegenüber der Stadt und deren Menschen, noch nicht recht durch das winzige Loch hindurch abfließen. Während ich ihn mit kleinen Schlucken der Suppe versorgte, drängte sich eine Frage auf, die der Mann mit einer Kopfbewegung beantworten konnte. Zunächst schien ich mich selbst von der Frage abhalten zu wollen, doch meine Neugierde drängte in mir, sodass ich ihn fragte, ob er aus der alten Stadt hinter dem Hügel stamme. Der Mann schien meinen inneren Kampf erkannt und verstanden zu haben, denn er nickte langsam und bedächtig, während er mich und meine Reaktion darauf musterte.

Im Zurückblicken fragte ich mich nicht selten, ob er mehr Angst vor den Konsequenzen seiner Antwort hatte oder um mich und meiner emotionalen Konstitution. Was ich aber sagen kann, ist, dass das Loch in meinem Herzen mit einem Mal, ausgelöst von seinem zustimmenden Nicken, größer wurde und ich plötzlich wusste, was es war, das mich die letzten Tage derart beschäftigt hatte. Dieser Mann war aus jener Stadt, die ich in meiner Gedankenwelt stets abgelehnt hatte, aber als ich ihn erblickte, zögerte ich keinen Moment und half diesem Verwundeten, rettete somit ein Leben, das ich noch vor Tagen glaubte, lieber tot als lebendig sehen zu wollen. Klar und rein stand in diesem einzigartigen Moment meines Lebens die Erkenntnis vor mir, dass er letzten Endes nur ein Mensch sei, ebenso aus Fleisch und Blut wie ich, mit einer Seele und einem Verstand. Dies schien etwas zu sein, das seit Jahr und Tag in mir gelegen hatte und das ich mit meinen düsteren und abwehrenden Erfahrungen meiner damaligen Stadtreise zugeschüttet hatte. Just in diesem Augenblick erkannte ich das Menschliche meiner Tat, meiner Hilfe und das Menschliche in dem Stadtmenschen, der weiterhin meinen Kampf in meinem Inneren sorgsam und aus scheinbarer Angst beobachtete. Er hatte meine Hilfe in den Bergen gebraucht, und ich hatte ihn nach seinem Bedürfnis und nicht nach seiner Herkunft bewertet. Diese Gedanken ließen mich wanken; ich musste mich vom Krankenbett erheben und den einengenden Raum der Hütte verlassen. Ohne einen Blick auf die Reaktion des Kranken zu werfen, ging ich hinaus und stand im Schatten des

vorstehenden Daches, blickte in Richtung Stadt, heftete den Blick auf die Kuppe der Anhöhe, die mir den Blick versperrte, und obwohl in meinem Kopf vielerlei unterschiedliche Gedanken herumschwirrten, fehlten beim Stellen der wichtigen Fragen die nötigen Antworten. Was waren die vielen Antworten wert, die ich mir selbst in der Vergangenheit gegeben hatte, jene, die ich für absolut wahr angesehen hatte, in dem Moment, als ich ihre Falschheit entdeckte? Was waren die eigenen Handlungen, was die eigene Lebensweise und Einstellung wert, als ich erkennen musste, dass ich in den letzten Jahren einem Trugschluss aufgesessen war? Einem Trugschluss, gebildet in meinem Kopf und polarisiert in den Gesprächen mit den anderen Hirten, als strikte Abgrenzung nach außen hin, um sich ein Wohlgefühl im Landleben einzureden - um mich nicht mit dem eigentlichen Thema auseinandersetzen zu müssen. Diese Erkenntnis beschäftigte mich, und ich brauchte eine Zeit lang, in der ich ein wenig umherging, ehe ich mich zurück in die Hütte begeben konnte. Zwischen dem Stadtmenschen und mir gab es in der Folgezeit kaum größere Gespräche, alles, das anstand, konnte auch ohne große Worte und oft nur mit Gesten abgehandelt werden; die persönliche Beziehung zwischen uns beiden stand dabei außen vor, weil ich sie im Moment nicht zulassen wollte.

## Kapitel 4

Am Abend des siebten Tages, kurz bevor die anderen Hirten von den Weiden zurückkamen, fragte mich der Mann, ob unsere Gruppe einen Mann abstellen könnte, der in die Stadt ginge und dort einen Trupp hole, der ihn abholen käme. Im ersten Moment sagte ich ihm ohne Bedenken meine Hilfe zu, doch mit dem Eintreffen der anderen Hirten musste ich erkennen, dass sich niemand bereit erklären würde, freiwillig in die Stadt zu gehen, vor allem nicht für den Städter - aber auch nicht für mich. Ich hatte die Hoffnung bereits aufgegeben, als ich mich daran erinnerte, dass wir einen kleinen Überschuss an getrocknetem Fleisch besaßen, das in wenigen Wochen auf dem Markt der Stadt verkauft werden sollte. Ich überzeugte einen Hirten, der ebenfalls seinen Sohn als Vertretung einspannen konnte, in die Stadt zu gehen, um dort das Fleisch ein wenig vorzeitig einzuhandeln und dabei Bescheid zu geben. Er fragte mich, warum ich nicht selber ginge, und ich erklärte ihm, dass sich niemand um den Verletzten kümmern würde. Ich sagte ihm zudem, dass er den Vorteil sehen solle, denn die Reiterstaffel werde sicherlich nicht ohne ihn in die Berge reiten, sodass er mitgenommen werde. Widerwillig lehnte er sich zu Anfang gegen meinen Vorschlag auf, nahm ihn jedoch letztendlich an, als ich ihm versprach, ihm und seinem Sohn im Gegenzug mit dem Aufbau einer eigenen Herde behilflich zu sein. Nachdem ich eine Lösung für das anstehende Problem gefunden hatte, suchte ich einen einsamen Ort und wollte für mich allein sein, um die Ereignisse der vergangenen sieben Tage zu überdenken. Ich sagte den anderen Hirten und dem Mann aus der Stadt, dass ich für den Abend in die Berge ziehen würde, hoffte, dass ich alle munter

wiederfände und verließ die Gruppe ohne ein bestimmtes Ziel. In meinem Innern hatten sich Fragen aufgestaut, deren Antwort ich fürchtete. Was für einen Mann muss ich gerettet haben, wenn er von einem Reitertrupp abgeholt würde? Ist er ein mächtiger Mann, in einer hohen Stellung? Einer der Menschen, die sich einen Spaß mit den Landbewohnern machten, wenn diese nach einer langen Reise zur einberufenen Versammlung erschienen, um sie am Ende ohne etwas in der Hand wieder loszuschicken? Und mit wem hatte er sich angelegt, dass er in die Berge geschleppt worden war, um dort elendig zu sterben? Aber hatte ich überhaupt das Recht, einen Menschen danach zu bewerten, wie er dachte und was ich von ihm dachte oder sollte ich ihn eher nach dem bewerten, wie er handelte? Was hat er mir persönlich angetan, dass ich schlecht über ihn dachte? Viele Fragen beschäftigten mich, aber ich fand nur wenige der erhofften Antworten auf meiner langen Wanderung durch die dunklen Wiesen und Täler. Nur das eine wusste ich und spürte die Überzeugung, die mit diesem Wissen einherging: Ich hatte als Mensch gehandelt und das konnte nicht falsch sein, egal, wie ich es drehte und wendete. Zwei Tage später traf in den Abendstunden der herbeigerufene Reitertrupp ein, der den Verwundeten abholen sollte, doch sie kamen nicht, wie wir sie erwartet hatten, in einem friedlichen Sinne oder gar mit Geschenken, im Gegenteil, der ganze Zug kam hinter einer Gesteinsformation in großer Weite vor unserer Berghütte zum Stehen. Zwei einzelne, schwer bewaffnete, berittene Wachmänner kamen auf die Hütte zu. Der Schreck saß tief, als ich aus der Hütte in die ungewöhnlich laue Abendluft trat und mir gewahr wurde, in welcher Gefahr wir uns alle befanden. Ich suchte verzweifelt bei den anderen Hirten nach einem Rückhalt, doch sie wandten sich alle von mir ab und versteckten sich in der Hütte. Ich wagte mich nicht, die langsam herankommenden Männer nach ihrer Bestimmung zu fragen, denn sie schienen mit voller Konzentration das Gebiet und mögliche Gefahrenherde abzuschätzen. Ich begann am ganzen Körper zu zittern und verspürte den Druck, der zwischen uns dreien entstanden war und mit jedem Schritt ihrer Pferde in Richtung Hütte größer wurde. Wie zur Salzsäule erstarrt blickte ich in die finsternen, abschätzenden Gesichter der beiden bärtigen Behelmteten, und mir wurde bewusst, dass sie mich als eine Bedrohung ansahen, als einen Rädelsführer, mit dem verhandelt werden sollte. Es ging nicht um einen freudigen Empfang, sondern darum, ob wir nicht bereits vor dem Kampf, im Angesicht einer streitbaren Übermacht, um Gnade winselten. Ich malte mir vor meinem geistigen Auge bereits mehrere mögliche Szenarien aus, als eine donnernd wirkende Stimme an mein Ohr drang und mich aus meiner gedanklichen Abwesenheit zurückholte. Wo denn der Magistrat sei, wurde ich von dem linken der beiden Bärtigen in einer scheinbar selbstverständlichen Härte und Unfreundlichkeit gefragt, dass es mich bis ins Mark schüttelte. Ich war zu keiner Antwort imstande, zeigte unwillkürlich mit dem Daumen auf die Hütte hinter mir und versuchte, meinen Blick auf den linken der beiden Soldaten, der anscheinend der Wortführer war, zu fixieren. Doch dann sprach völlig unerwartet der andere und donnerte mir entgegen, dass

sie unseren Freund gefangengenommen hätten und gegen unseren Gefangenen einzutauschen gedachten. Im ersten Moment schossen mir wilde Vermutungen durch den Kopf, die unweigerlich bestätigt wurden, als sie den Hirten, der an Beinen und Armen mit einer schweren Eisenkette gefesselt war, auf Wink des rechten Soldaten hinter dem Stein hervorfürten. Er bot eine armselige Statur als Gefangener, wenn man bedenkt, wie falsch die Einschätzung der Lage und wie wenig sie von uns allen erwartet worden war. In mir schwoll eine übergroße Wut gegen den scheinbar wichtigen Mann aus der Stadt hoch, und ich musste gegen mich selbst ankämpfen, um keine unüberlegten Handlungen zu begehen, die nicht nur mein, sondern auch das Leben meiner Freunde kosten konnten. Die Zeit schien in diesem Augenblick still zu stehen, und die Spannung war bereits überspannt, als plötzlich der Magistrat unter Schmerzen aus der Hütte trat und die davor versammelten Männer trotz der Schwäche seines Körpers mit festem Blick anschaute. Sogleich fiel ihm die Bedeutung der sich ihm darbietenden, gefährvollen Konstellation auf, und unverzüglich sagte er zu den beiden Unterhändlern die erlösenden Worte, dass wir keine Aufständigen, sondern ehrenvollen Gebirgsleute seien, die ihn – und damit zeigte er mit wohlwollenden Ausdruck auf mich – gerettet hätten. Die beiden bärtigen Wachmänner gaben augenblicklich ihre bedrohliche Stellung auf, sprangen vom Pferd und gingen auf den unter Schmerzen stehenden Edelmann zu, um ihn zu stützen. Ohne ein weiteres Wort, gar das einer Entschuldigung, verhielten sie sich wie pflichtbewusste Soldaten und stützten ihren Herrn, als sie an mir vorbeigingen, den Blick geradeaus; nur der von mir errettete Mann drehte den Kopf und lächelte mich mit einem Gesichtsausdruck an, der tiefste Dankbarkeit ausdrückte. Ich fragte mich, was mit meinem Freund, dem gefangenen Hirten geschehen würde und wollte diese Frage an die Bewaffneten richten, als ich meinen Leidensgenossen, befreit von seinen eisernen Fesseln, hinter dem Stein hervortreten und im humpelnden Schritt zur Hütte kommen sah. In Windeseile suchte ich nach Entschuldigungen für die entstandene, lebensbedrohliche Situation, aber mir wollte keine einfallen, die die Situation verändert hätte, denn er ging an mir vorbei, ohne mich eines Blickes zu würdigen, in grimmiger und abschätziger Fassung, seinen Blick starr und fest auf die Hütte gerichtet. Ich fragte mich, was sie wohl mit ihm gemacht hatten, dass er einen solchen Groll entwickelt hatte, doch der Gedanke verflog, als der scheinbar wichtige Mann aus der Stadt das Wort an mich richtete, sich für meine aufopfernde Hilfe bedankte und beteuerte, mich niemals vergessen zu wollen. Auch wenn ich befürchten musste, dass es einem Mächtigen niemals ernst mit seinen Aussagen war, fühlten sich seine Worte nach den ganzen Strapazen und den starken Zweifeln gut an. Mir fehlten die Worte für eine passende Antwort und so nickte ich verstehend hinüber zum Verwundeten und ließ ihn mitsamt seinen Männern ohne weitere Regung meinerseits fortziehen. Nur sehr schwerlich und mit Hilfe eines Soldaten erklimmte der Gerettete das bereitstehende Pferd und langsam trabten sie davon. Ich konnte jede Bewegung des Pferdes in den Körper des Verletzten als Schmerz fahren

sehen. Alle Reiter wendeten ihre Pferde und ritten zurück in Richtung Stadt. Ich blickte den Davonreitenden länger nach, als sie zu sehen waren, und diese unwirklich erscheinende Szene war längst vorbei, als ich mich entschloss, in die Hütte zu gehen und mich bei meinem Freund zu entschuldigen. Was mussten die Wächter aus der Stadt ihm angetan haben, dass er mit einer solchen Bösartigkeit an mir vorbeigegangen war, fragte ich mich.

## Kapitel 5

Ich drehte mich um, ließ dabei mit meinen düsteren Gedanken ein letztes Mal den Blick über die in allen Farben leuchtende Ebene schweifen und trat in die Hütte, in der es so dunkel war, dass meine Augen erst einmal nichts sahen. Ohne den eben noch Gefangenen sehen zu können vernahm ich seine Worte, dass wir niemals über diese Begebenheit ein Wort verlieren würden, dass es allein seine Sache sei und mir keinerlei Schuld zufalle. Er werde sich zu keiner Zeit seines Lebens erneut der Stadt nähern, und ich solle vergessen, dass die grobschlächtigen Stadthüter ihn wie einen rüudigen Gefangenen hierher über den steinigen Boden geschleift hatten. Mein Herz sank mir durch die Brust in die Eingeweide, als ich seine eiskalten und das Ereignis abschließenden Worte vernahm, und je mehr ich das Gefühl bekam, dass er das wirklich ernst meinte, desto mehr empfand ich meine Schwäche, selbst nicht in die Stadt gegangen zu sein. In diesem Augenblick spürte ich alles, vom Versagen, der Schuld und der Nichtwürdigkeit, einen mir nahestehenden Menschen ohne vorheriges Einschätzen der Lage in eine ungewisse Situation gebracht zu haben. Ich starrte auf das gesenkte Haupt des geschlagenen Mannes und fragte mich, was die richtigen Worte seien, doch da mir keine einfielen, zog ich mich ohne ein weiteres Wort zurück, ging aus der Hütte und hinauf in die Berge. Alleinsein war das Ziel meiner Wanderung, nach den Tagen der Pflege und der Ungewissheit; es waren befreiende Schritte und selbst die Schuld wurde schwächer, je weiter ich dem ausgesuchten Gipfel näher rückte. Der Mond stand bereits hoch am Firmament, als ich das Plateau erreichte, auf dem ich den Mann vor einer guten Woche blutend gefunden hatte. Nach dem Sinn des ganzen Unterfangens suchend, verlor ich mich in der Zeit und der nächtlichen Einsamkeit, wartete, sann, vergaß und suchte, doch fand ich an diesem Punkt meines Lebens keine Verbindung zu meinem alten Selbst. Obwohl die Städter einmal mehr bewiesen hatten, dass sie keine guten Menschen sein konnten, und ich alles Recht zu haben schien, sie wie früher abgrundtief zu hassen, war ich ohne meinen inneren Kompass. Die Sterne funkelten am Himmelsdach und die Kälte hatte meine Knochen erreicht, als ich von meinem Ziel suchenden Gedanken erwachte und erkannte, dass ich zu keiner weiterführenden Entscheidung gelangt war, sodass ich vom Plateau hinabstieg. Dass ich in jenem Gefühl der Unsicherheit nicht bemerkte, in welcher Gefahr ich mich auf dem Abstieg im Dunkeln befand, zeigte nur, wie sehr ich an diesem Abend nicht ich selbst gewesen bin. Ich war kaum ich selbst zu nennen, das Wesen, das ich glaubte gut zu kennen, es war

fort und das Neue, das mein Herz nun beseelen wollte, musste erst eine Bindung zu mir herstellen. Ziellos streifte ich in den eiskalten, frühen Morgenstunden durch das angrenzende und in völliger Ruhe vor mir ausgebreitete Gebirge, die Weiden hinab und kam erst kurz vor Sonnenaufgang zurück zu unserer Hütte. Obwohl ich die ganze Nacht kein Auge zugemacht hatte, fühlte ich mich verändert, verrichtete meine Dienste und weckte meine in der Hütte versammelt schlafenden Kameraden. Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, machte ich mich für den Tag als Hirte fertig, nahm meine Hunde und Schafe und trieb sie auf die Weide, eben auf jene, wo der weitaufgefächerte Baum stand, unter dem ich auch an diesem ganzen Tag lang saß und an die Stadt denken musste. Tagelang vollzog ich dieses ritualähnliche Verhalten, verharrte in dem Glauben, dass mir die Lösung in den Schoß fallen würde, wenn ich nur lange genug darüber nachdenken würde, doch erst am sechsten Tag fiel mir das Entscheidende an meinen Gedanken auf, das verhinderte, dass ich mich selber fand: Ich wusste nicht, ob ich mich gänzlich verloren oder nur versteckt hatte. Das neue, bisher für mich unfassbare Ich, das Besitz von mir beanspruchte, konnte nicht entscheiden, ob es mich ersetzen oder nur beeinflussen sollte. Mir wurde bewusst, dass ich vorher eine Entscheidung treffen musste, ob das Leben, das ich bisher geführt hatte, das noch war, was ich mir wünschte, oder ob ich mir ein anderes suchen musste. Diese Frage blieb trotz dieser ersten Antwort, die mir immerhin eine Spur bot, auch die folgenden Tage bestimmend, doch ich kehrte nicht mehr zu dieser einen Weide zurück, sondern streifte durch die Berge auf der Suche nach meiner Bestimmung und hoffte dabei, mich selbst zu finden.

## Kapitel 6

Wie so häufig in diesen Tagen kam ich als letzter zur Hütte; die anderen waren bereits zurück, aber ich fand sie nicht in friedlicher Versammlung in der Hütte, sondern draußen, in der Gruppe um ein Feuer versammelt. Sie erwarteten meine Rückkehr, aber ließen mich meine wenigen, den arbeitsamen Tag abschließenden Aufgaben erledigen, ehe ich mich zu ihnen gesellte. Sie sagten mir mit einer gewissen Unruhe, dass in der Hütte ein Bote des Magistraten warten würde, und ich fühlte sofort selbst eine unbestimmte Nervosität in mir aufsteigen. Ein Bote des Magistraten? Was sollte er mir berichten? Was wollte er mir schicken? Ich sann über die Möglichkeiten nach und brauchte erst eine erneute Aufforderung der anderen, endlich in die Hütte einzutreten. In der Tür stand ein von dem Schatten des Verschlages verdeckter Wachmann und wachte über den Boten, der, sich unsicher umblickend, am Tisch saß und mich und meine Miene fixierte, als ich hereinkam. Ich nickte ihm mit einem freundlichen Lächeln zu, und er schien zu erkennen, dass damit die Zeit seines Wartens und der latenten Gefahr für ihn beendet war. Er erhob sich, kehrte der Bank den Rücken und verbeugte sich formvollendet vor mir, als wäre ich eine wichtige und angesehene Persönlichkeit. Dieser offizielle Anstrich und das Gehabe des Boten gaben dem Ganzen den

Eindruck eines gekünstelten Schauspiels, und ich fühlte mich zunehmend unsicherer, so dass ich den Boten fragte, welche Botschaft er mitgebracht habe. Er kramte in seiner Umhängetasche und entnahm einen Brief vom Magistraten, der an mich gerichtet schien. Verdutzt nahm ich diesen aus seinen Händen entgegen, drehte den Brief von der einen zur anderen Seite und beäugte die Schrift auf der Vorderseite, während der Bote erwartungsvoll einige Schritte zurücktrat und abwartete. Obwohl die Rollen in diesem Schauspiel nun eindeutig verteilt waren, hielt mich meine mangelnde Lesefähigkeit davon ab, den Brief zu öffnen, und ich überlegte, ob ich vor dem Boten bekennen sollte, dass ich des Lesens nicht fähig sei oder ihn unverrichteter Dinge, ohne eine Antwort, entlassen sollte. Dann allerdings hätte ich vor dem Problem gestanden, dass keiner der Hirten in adäquater Weise Lesen und Schreiben konnte, sodass mir eine Rückantwort auf die Gedanken des Magistraten verwehrt bleiben würde. Ich rang mit mir selbst und entschied für den Augenblick, den Brief zu öffnen und hineinzuschauen, denn die Zeit war es, die mir fehlte und ich suchte jeden Augenblick, meine Entscheidung hinauszuzögern zu können. Das Papier fühlte sich weich an, weicher als die anderen Stücke, die ich seltenerweise in der Hand gehabt hatte, weicher als alles, was ich jemals in der Hand hielt, da selbst die Schafsdecken ihre harten, körnigen Stellen hatten. Im Briefumschlag kam ein gefaltetes Blatt zum Vorschein, das ich entnahm und langsam, fast zeremoniell vor mir ausbreitete. Zeichen und ein Siegel sprangen mir sogleich entgegen und ich war von der Aufmachung begeistert, auch wenn ich mich weiterhin um den Inhalt sorgte. In welcher Welt musste der Magistrat leben, wenn er einem einfachen Hirten ein derart wertvoll anmutendes Dokument zusenden konnte? Ich fragte mich, inwieweit dieser Brief bereits den überbrachten Reichtum darstellte, und welche Bemühungen für dieses Papier und dieses Siegel im Vorfeld des Schreibaktes erbracht werden mussten. Versunken in die Welt meiner begrenzten Vorstellungskraft erschrak ich, als der Bote sich räusperte und mich fragte, ob seine Dienste noch gebraucht würden. Just in diesem Moment des Erwachens und der bevorstehenden Abreise meines einzigen Übersetzers dieser Zeichenflut, vermochte ich endlich die wichtige Entscheidung zu treffen, ehrlich zu sein, und gab dem Boten den Brief zurück, den er verdutzt annahm, jedoch gleich darauf verstand. »Soll ich Euch den Brief vorlesen?«, fragte er mich ohne einen Anflug von Überlegenheit in der Stimme, was mich ruhiger und erwartungsvoller stimmte. »Ja, lies ihn mir bitte langsam vor«, sagte ich gespannt und lauschte seinen weichen, wohltonenden Worten: »An den Hirten im Hinterland, dessen Namen ich nicht aussprechen darf, Ich, der Magistrat der Justiz, lasse Euch mit diesem Briefe auf das allerherzlichste Grüßen. Nochmals habe ich es mir gewünscht, Euch meine Dankbarkeit auszudrücken, für die Taten, die Ihr zu meiner Rettung und Pflege leisteten, welche Aufopferung Ihr für mich gabt, welche Herzenswärme Ihr mir angedeihen ließt. Welch Glück hatte ich, dass Ihr mich im Gebirge fandet, kurz vor meinem elenden Tod auf dem Plateau. Zu keiner Zeit als Euer Patient ist mir bewusst geworden, dass Ihr mich nie nach den

Gründen meiner Verwundung gefragt habt, und da ich zwiegespalten bin, ob es Euch überhaupt interessiert, habe ich Euch die Geschichte meiner Flucht aufgeschrieben. Solltet Ihr kein Verlangen nach den Hintergründen haben, überspringt bitte den nächsten Abschnitt und lest im letzten weiter fort, ansonsten folgt nun mein Bericht der Ereignisse« - der Bote hielt ein und sah kurz zu mir, ob er den Bericht vorlesen sollte, und da ich keine Kraft fand, meine Stimme zu benutzen, nickte ich nur leicht. Er verstand, widmete sich erneut dem Brief und fuhr fort: »Ich komme, wie ihr mittlerweile wisst, aus der großen, alten Stadt hinter dem Hügel, auf den Ihr von ihrer Hütte blicken könnt. Ich habe als unbedeutendes Kind einer unbedeutenden Familie mein Leben in zum Glück recht begüterten Verhältnissen begonnen und mich nach und nach mithilfe eines Stadtoberen, der die Hand über mich hielt, in der Hierarchie der Stadt nach oben gearbeitet, bis ich schlussendlich eines der wichtigsten Ämter der Stadt erreichen konnte. Es gibt von den Magistraten zu jeder Zeit deren drei, und sie bestimmen die Geschehnisse der Stadt in allen Angelegenheiten. Wie Ihr Euch sicher vorstellen könnt, habe ich viele Neider in der Stadt, die mich, den Emporkömmling aus dem Nichts, nicht als ihren Vorsteher haben wollen, und so nutzten sie die Gelegenheit, mich auf einem Ausritt zu einer befreundeten Stadt anzugreifen. In einem engen Tal, das mein Trupp passieren musste, griffen plötzlich von allen Seiten Bewaffnete an, sodass uns nur der ungeordnete, blutige Kampf blieb. Wir verteidigten uns nach Leibeskräften, niemand schenkte sein Leben ehrlos her, und es sah nach einem Pari aus, als weitere gegnerische Kämpfer von vorne auf unseren dezimierten Trupp heranstürmten. Wir entschieden uns in der Hektik für die Flucht, als wir sahen, dass sich in den Reihen unserer Gegner nach hinten ein Loch auftat; wir sprengten auf unseren Pferden hindurch, dabei erlitt ich den schweren Schwertstreich am Bein, den ich jedoch in diesem Moment nicht bemerkte. Wir flohen und hatten das Glück, dass unsere Gegner eine Zeit lang aufgehalten wurden, sodass wir um eine Biegung verschwunden waren, ehe sie uns nachsetzen konnten. Meine Männer riefen mir im vollen Galopp zu, dass ich mich in den Bergen verstecken solle, da sie die Kämpfer täuschen und von mir wegführen wollten, und somit ritt ich in einen Gebirgspfad hinauf, versteckte mich hinter einem Felsblock und sah mit an, wie meine Todfeinde unterhalb an mir vorbeiritten. Ich atmete auf und zog mich weiter ins Gebirge zurück, weit fort von den befahrenen Straßen und war froh über meine geglückte Flucht aus diesem tödlichen Hohlweg. Aber es verblieb das Problem, dass ich zurück zur Stadt oder erst einmal zu einem hilfsbereiten Menschen gelangen musste, also versuchte ich die Richtung auszumachen, wog den einen oder anderen Weg ab und entschied mich für den Falschen, denn mein Pferd rutschte an einem losen Felsbrocken ab, strauchelte und fiel zur Seite, während ich mich auf die andere Seite retten konnte. Das Pferd verletzte sich bei diesem schweren Absturz derart schwer, dass ich es erlösen musste, denn es konnte scheinbar nicht mehr aufstehen. Erst jetzt, nach einer gefühlten Unendlichkeit auf der Flucht, erkannte ich meine Wunden am gesamten Körper, verband sie

notdürftig mit einem wollenen, in Fetzen gerissenen Unterkleid und versuchte mich über das Gebirge zur Stadt zu retten. Die Hoffnung auf Rettung schwand immer mehr, als ich jenes Plateau erreichte, auf dem Ihr mich fandet, und machte es aufgrund meiner gravierenden Verletzungen zu meiner letzten Ruhestätte. Ich spürte, wie die Sinne mich nach und nach verließen, wie ich das Gefühl verlor, zwischen der Ohnmacht und dem Wachsein unterscheiden zu können; alles mündete in einem großen Mischmasch an Träumen, Wahnvorstellungen und gelegentlichen Schmerzen, die mich daran erinnerten, dass ich noch lebte. Meine Erinnerungen versagten erst, als ich erkannte, dass mich jemand gefunden hatte und ich sage es offen: es war mir gleich, ob der Herannahende einer meiner Feinde oder ein Freund war. Doch Ihr wart es, mein Retter! Ihr pflegtet mich, und als ich in die Stadt zurückkehrte, war die Verwunderung unter meinen Freunden, aber vor allem meinen Feinden riesengroß, besonders da sie bereits zur Wahl eines neuen Magistraten geschritten waren. Diese gesamte Entwicklung hat mich daran erinnert, wer meine Feinde und wer meine Freunde sind, auch wenn ich es bereits vorher geahnt hatte. Dies ist meine Geschichte, und ich danke Euch nochmals mit meinem ganzen Herzen für Eure Unterstützung, Pflege und Aufmerksamkeit, ich wäre nicht mehr, wenn Ihr nicht als Mensch gehandelt hättet. Auch wenn ich nicht das Gefühl habe, dass Euer Kamerad, den Ihr in die Stadt schicktet, meine Männer verstehen, ihnen gar verzeihen wird, möchte ich, dass Ihr eines wisst: Es ist eine Schande für mich gewesen, Euren Freund gefesselt und als Geisel zu sehen, und ich bedauere diesen Vorfall aus tiefstem Herzen. Doch nun zu dem, was ich Euch vorzuschlagen habe, als Zeichen meiner Wertschätzung für Eure großzügigen Menschlichkeit: Ihr führt ein Leben als Hirte, und ich kann es verstehen, wenn Ihr der glücklichste unter all den Menschen seid, aber dennoch liegt es in meiner Ehrenpflicht, Euch eine Möglichkeit zu Reichtum und Ansehen zu geben, wie Ihr mir die Gelegenheit gabt, das Leben weiter zu leben. Ich wünsche, dass Ihr in die Stadt kommt, in meinen Magistrat, als Schreiber der Justiz, deren Vorsteher ich bin. Wenn Ihr in diesem Moment das Gefühl habt, dieser Aufgabe nicht gewachsen zu sein, lehnt mein Angebot ab, die Tür wird für Euch stets offenstehen. Denkt darüber nach und kommt zu mir, wenn Ihr bereit sein solltet! Falls Ihr nicht Lesen und Schreiben könnt und daher dem Angebot abgeneigt seid, keine Angst, das könnt Ihr erlernen. Wer ein solch offenes Herz wie das Eure hat, wird niemals bei einer derart kleinen Aufgabe scheitern, denn es werden immer Menschen um Euch sein, die Euch die Hand zur Hilfe reichen werden. Kommt in die Stadt, wenn es Euch beliebt, ansonsten weiß ich um Eure Zufriedenheit als Hirte und fühle Befriedigung ob Eurer Entscheidung. Falls Ihr Euch durch den Boten Geld oder anderweitige Reichtümer erhofft habt, muss ich Euch enttäuschen, denn ich habe ihn meinem Leben lernen müssen, dass Reichtum die Menschen und die Liebe in ihnen zerstört, somit seid gerecht zu mir, wenn ich Euch die Gelegenheit gebe, es zu verdienen und es Euch nicht einfach schenke. Was würde das Geld aus Euch anderes als einen Emporkömmling innerhalb Eurer

Hirtengruppe machen? Was würde es Euch im Leben helfen, solltet Ihr bisher ein glückliches Leben geführt haben? Mit den aus dem tiefsten Herzen kommenden Segenswünschen! Euer Magistrat.« Der Bote endete mit einem bedeutungsvollen, zugleich unsicheren Blick über das Papier hinweg; wie eine Reliquie hielt er den Brief in der Hand und reichte ihn mir, damit ich mir selbst ein Bild von der Wahrhaftigkeit seiner Worte machen konnte. Ich nahm ihn entgegen und versagte im Vermischen meiner Gefühle: Unendliche Freude floss in unendliche Leere. Ich dankte dem Boten mit schwacher Stimme und entließ ihn ohne eine Antwort an den Magistraten aus der Hütte in seine Freiheit, doch zugleich wurde mir bewusst, dass es um meine Freiheit geschehen war.

## Kapitel 7

Streunend zog ich an den folgenden Tagen mit meiner Herde durch die Weiten der Berge, geplagt von der einzig bestimmenden Frage, ob ich mich selbst verraten hatte, als ich dem Stadtmenschen half, sein Leben zu retten. Hatten nicht die anderen Hirten recht in ihrer Forderung, einem zum Tode verurteilten Stadtmenschen eher das letzte Gebet zu sprechen und ihn seiner Bestimmung zu überantworten? Die Fragen, die ich glaubte beantwortet zu haben, kamen erneut ohne eindeutige Antwort auf und mir ging es nicht besser als beim ersten Suchen nach Antworten, sodass ich mich entschloss, die Fragen für mich erneut zu ergründen. Trennen sich die Stadtmenschen von den Landmenschen durch eine unsichtbare Mauer aus Vorurteilen? Ich glaubte mit Ja antworten zu müssen. Trennen wir uns Landmenschen von den Stadtmenschen? Auch diese Frage musste ich mit Ja beantworten. Wenn wir uns gegenseitig abgrenzen, unser Revier suchen, das wir im Folgenden gegen den anderen abstecken, eine imaginäre Grenze, einen bewachten Lattenzaun ziehen, was bleibt uns dann, das uns verbindet? Dass mich als Menschen für einen anderen Menschen handeln ließ? Es kann nicht allein vom Ursprung des Menschseins herrühren, es musste Tieferes in mir stecken. Ich wartete auf Antworten, versuchte, mir jenen Tag der Rettung in die Gedanken zurückzuholen und nochmals vor meinem geistigen Auge passieren zu lassen, um eine Erinnerung wiederzufinden, die mir eine Antwort auf diese brennende Frage gab. Die andere offene Frage, ob ich in die Stadt als Schreiber des Magistraten zu gehen beabsichtige oder nicht, erschien mir unwichtig im Angesicht dessen, mich selbst zu finden. Als Hirte hatte ich meine Aufgaben, verrichtete sie ein um den anderen Tag und es befriedigte mich, wenn der Abend kam und ich auf das Getane zurückblicken konnte. Aber war das alles, was ich war? Was in mir lag? Nein, sonst hätte ich mich wie die anderen Hirten entschieden und den Stadtmenschen mit seinen Wunden verbluten zu lassen, hätte wahrscheinlich sogar seinen Kadaver den Gebirgstieren überantwortet. Doch was war es nun, das in mir lag? Die anderen Hirten, das war mir vollends bewusst, konnte ich in dieser Angelegenheit nicht fragen, in dieser Abgeschlossenheit schien es keinen Menschen zu geben, mit dem ich mich austauschen konnte, keiner, der mir die

Entscheidung abnehmen oder mich zumindest in die richtige Richtung beeinflussen konnte. Ich war allein mit mir selbst und kannte mich nicht einmal! Wie sollte ich in dieser Konstellation zu einer sinnvollen Entscheidung finden? Nach dem gesunden Menschenverstand zu urteilen, musste ich das Angebot ablehnen, immerhin hasste ich die Stadt seit meinem ersten und letzten Besuch, und ich wusste um das Glückliche, mein Glückliche als Hirte in der zurückliegenden Zeit. Was mich jedoch zweifeln und vor einer endgültigen Absage an den Magistraten Abstand nehmen ließ, war das Ungewisse, das in mir lag, das die Waage aus der Ruhe brachte. Meinen Kampf im Innern focht ich mit allen Mitteln gegen mich selbst, fand jedoch stets einen übermächtigen Gegner in meiner Verunsicherung und geistigen Einsamkeit. Eines Abends, mein Kopf schmerzte erneut vom anstrengenden Nachdenken den ganzen Tag über, wurde mir bewusst, dass es eine Entscheidung ins Unbestimmte sein würde. Ich musste endlich eine treffen, und ob ich nun an Ort und Stelle blieb oder in die Stadt ging - ich hätte zu dieser Zeit nicht wissen können, ob es die richtige sein würde, denn der Mensch kann allein nur das beurteilen, was er erfährt und in seinem Leben bisher erfahren hat und nicht das, was in seinen Träumen hätte sein können. Und auch wenn ich immer mir selbst und den anderen Hirten in der Vergangenheit geschworen hatte, dass ich die Stadt in meinem tiefsten Innern abgrundtief hassen würde, entschied ich mich für sie, wollte das Abenteuer wagen, einen neuen Lebensabschnitt beginnen und versuchen, dort eine andere Art des Glücks zu finden. Nachdem ich mich endlich entschieden hatte, war es mein Bestreben, alles Anstehende für die Abreise so schnell wie möglich zu entscheiden und dabei den Anschein nach außen zu tragen, als würde ich mit meiner Entscheidung und mir im Reinen sein, auch wenn ich in jenen Tagen alles andere verspürte, nur keine innere Ruhe. Meine Herde teilte ich in zwei gleich große Scharen, versuchte die Jungtiere und Muttertiere gerecht aufzuteilen, und gab sie und meine zwei Hunde den beiden Söhnen, die mir in der Angelegenheit beigestanden hatten. Allein deren Freude über die unerwartete Entwicklung zu sehen, gab mir neue Kraft und zeigte, dass es kaum die falsche Entscheidung sein kann, wenn man die Zukunft von zwei jungen Menschen entscheidend beeinflussen kann. Von den anderen Hirten verabschiedete ich mich in stiller Eintracht, wir genossen den letzten Abend in geselliger Runde - ohne dass mir ein Vorwurf gemacht wurde, ganz so, als wäre niemals etwas passiert -, und auch mein Freund, der als Geisel aus der Stadt hierhergebracht wurde, taute aus seiner Ablehnung auf und wünschte mir alles Glück der Erde, jedoch vor allem jenes, das ich hier draußen zu vermissen schien. Ich musste meinen Freunden versprechen, sie niemals zu vergessen und mich nur zur Hütte zu trauen, wenn ich das Hirtenwesen nicht vollends an die Stadtwelt verloren hätte. Sie wollten mich in guter, in bester Erinnerung behalten und sorgten sich um mich in einer vertrauten, rauen Herzlichkeit, wie ich es bei meinen Freunden sonst nur innerhalb ihrer Herde gewohnt war. Sie wussten, dass es die schwerste Entscheidung meines Lebens war und ich ins Ungewisse stoßen würde, aber nicht

wenige waren der Überzeugung, dass es mich getroffen hatte, da ein Teil von mir schon immer die Ruhe eines Hirten vermissen haben ließ. Nicht dass sie glaubten, ich sei als Wanderer in den Bergen unglücklich oder mit mir selbst nicht im Reinen, aber sie erkannten auch stets meine innere Unruhe, die Bewegung in meinem Herzen und in meiner Seele, die mich daran hinderte, das Gesetzte und die Gesetzmäßigkeiten des Berglebens in mein Wesen vollends eindringen zu lassen. Entwicklung und Flucht nach vorne waren zwei meiner Eigenschaften, die mich jeher in unruhigen Zeiten von den anderen abgrenzt hatten. Wenn ich ehrlich zu mir selber war, musste ich eingestehen, dass ich nie vollständig daran geglaubt hatte, ein Hirte aus dem tiefsten Innern meiner selbst zu sein, und ich erkannte den Unterschied, als sie mich mit den Worten verabschieden, dass es ab nun ihre Sorge sei, wer sie morgens wecken würde. Ich dankte ihnen für die Jahre menschlicher Verbundenheit und zog mit den wenigen Habseligkeiten, die ich in den Jahren gesammelt hatte, von dannen. Ich spürte mit jedem Schritt, den ich mich von der Berghütte entfernte, dass ich etwas losließ, was mich in Ketten gezwungen bewacht hatte, nichts Urböses, nichts Einengendes, vielmehr ein Gefühl, dass ich nie in Worte fassen konnte; auch nach all ganzen Jahren meines Fortganges von der Hütte kann ich mir es nicht erklären, was ich auf dem Weg zur Stadt loswurde und wovon ich mich befreite, das ich damals von meiner Seele abstreifte.

## Kapitel 8

Der Weg in die Stadt war ein steiniger; ich glaubte, ich würde mich in der Zeit verlieren, mich selbst grübelnd auf der Straße, die über staubige Pfade in eine ungewisse Zukunft führte. Je näher ich der alten Stadt kam, desto mehr versuchte ich mir das Leben in der Stadt vorzustellen, was mir aber misslang. Erst als ich auf der nach vorne abfallenden Spitze der mächtigen Erhebung stand, auf die ich all die Jahre geblickt hatte, hinter der die Stadt in dessen Schatten lag, und auf sie niederblickte, mit ihrem Ende im Meer, das sich im blauen Himmel verlor, gewann ich die Kraft zurück, auf meinem Weg mutig weiter voranzuschreiten. Ich blickte auf die quirlige Stadt, die unter mir lag; sie sollte meine neue Heimat werden, mein neues Reich, das in mein inneres Reich eindringen durfte. Die steif vom Meer herwehende Brise um die Nase spürend, ging ich los, immer schneller werdend, den Berg hinab zur Stadtmauer, deren Tore wie geöffnete Mäuler eines großen und feurigen, kerberosähnlichen Tieres darauf warteten, die hineinströmenden Menschen zu verschlucken. Wachen waren keine zu sehen, sie hielten sich sicherlich im Hintergrund versteckt, denn die Stadt befand sich mit ihren Nachbarn seit längerem in Frieden, und der Krieg war längst aus den Erinnerungen der meisten Bewohner verschwunden. Da es bereits später Nachmittag war, strömten viele Händler aus der Stadt, die ihre Waren auf dem Markt feilgeboten hatten. Ich arbeitete mich gegen den Strom und kam nur mit großem Widerstand in die Stadt hinein, die mich sofort einnahm. Es war das gleiche Gefühl wie vor Jahren, als ich mit meinem Vater hierherkam,

von draußen, dem sonnenüberfluteten Vorplatz vor der Stadtmauer, drang man ein in eine schattige Welt mit wechselhaften und starken Gerüchen, verschiedenen Farben, und sogleich erkannte man den großen Unterschied zwischen draußen und drinnen: die Enge des vorhandenen Lebensraumes. Während man auf den Wiesen weit und breit niemals genötigt wurde, an einen anderen Menschen anzustoßen, versetzte man mir hinter den Stadtgrenzen auf den ersten Schritten drei Stöße an die Schulter und einen in die Rippen. Es herrschte ein derartiges Gedränge, dass mir allein die Flucht in eine Seitengasse blieb, um nicht permanent angerempelt zu werden. Ich zwängte mich durch die an der Seite der Häuserreihen stehende Menschenmasse und gelangte in den Zwischenraum, der zwar um einiges enger, aber dagegen im Gegensatz zur Hauptverkehrsader menschenarm war. Rechts und links von mir erhoben sich die Gemäuer von alten, zuweilen baufälligen Gebäuden, die sich gegenseitig abstützten. Ich fragte mich, wie die Familien in einer derartigen Höhe wohnen konnten, mit dem begrenzten Platz und ohne frische Luft, denn es fühlte sich sehr stickig an. Ging ich aus der Hütte, entwarf die vor mir liegende Landschaft ein Gefühl der Freiheit; alles, was man hier beim Austritt aus den Häusern sah, waren weitere Häuser und die Not, Platz für das eigene Leben zu schaffen. Das erste Verlangen nach Umkehr machte sich ob der Eingeengtheit dieser schmalen und stickigen Straße breit, aber ich zwang mich, dieses Gefühl zu unterdrücken und mir einen Weg ins Herz dieser Stadt zu suchen. Aus meinen Kindheitserinnerungen war mir noch der weise Rat meines Vaters verblieben, dass wichtige Gebäude immer im Herzen einer Stadt liegen, am größten und schönsten Platz. Wenn ich nur stets auf dem Weg in die Mitte der Stadt blieb, müsste ich zwangsläufig dort ankommen, wohin ich wollte, dachte ich mir und fühlte instinktiv nach dem Brief, den ich in meiner Brusttasche, unter meinem Gewand, bei mir trug. Die Stadt befand sich zwar im Frieden, aber wer wusste, ob die Wachmänner mich für einen Landstreicher hielten, wenn sie mich verdachtsweise anhielten, weil ich mich auffällig verhielt. Das Gefängnis war gewiss das letzte, was ich auf der Suche nach dem Magistraten sehen wollte! Die engen Gassen entlang wandernd, mutete mir diese alte, doch angeblich so ehrwürdige Stadt wie ein Ort der Unwürde an. Womit hatten es Lebewesen verdient, ihren Lebensraum durch freiwillige Aufgabe einzuschränken; welches Gefühl kann stärker sein als das betäubende Gefühl der Enge, das hier zwangsläufig zutage trat? Wenn ich anhielt und an den Steinfassaden an den Seiten hinaufblickte, hatte ich das Gefühl, sie würden sich zum Himmel hin verjüngen, mich und meinen Geist bedrohlich von oben einschließen. Den Kopf auf den Boden geneigt ging ich weiter und sah kaum nach den Seiten, wie ein räudiger Köter muss ich auf die Menschen, die mich sahen, geschienen haben. Die Menschen, die dort in der Einsamkeit ihrer eigenen Gefangenheit lebten, blickten mich ungläubwürdig an und fragten sich sicherlich, was mir widerfahren sei. Das dachte ich damals, doch heute habe ich die Gewissheit, dass es die Menschen, die in einer größeren Stadt leben, nicht interessiert, was die Geschäfte der anderen sind,

insbesondere, wenn es sich um Unbekannte handelt. Was bedeuten die Nöte des anderen, wenn es im eigenen Leben zwickt und zwackt, und daher schaffen sich die Städter eine Welt aus Ignoranz und Egozentrismus. Der Gang die Straßen hinab, im Kreis des Außenbezirks, wie sich nachher herausstellte, war eine völlig andere Welt für mich. Ähnliches hatte ich nur in tiefen Felsschluchten in den Bergen erlebt, doch gab es dort keine Menschen, die geschäftig hin und her wuselten. Zugleich erschien mir das hektische Wuseln in den Gassen und auf den Straßen wie ein Ameisenhaufen, dem augenscheinlich die Ordnung fehlte, obwohl alles letztendlich und schier unfassbar seinen Zweck erfüllte. Als ich aus einer Gasse trat, stand ich zum ersten Mal seit meiner Kindheit vor einer mittelgroßen Kirche. Ich blickte an dem Gebäude hoch, das die anderen Häuser um mehr als das Dreifache überragte und fragte mich wie damals im Jugendalter, wie die steinernen Gemäuer ein derartiges Gewicht ausbalancieren konnten, ohne mit Gewalt alles unter sich zu begraben. Dieses Bauwerk erschien mir kaum von Menschenhand erschaffen, staunend betrachtete ich das Gesamtkunstwerk, das in der späten Nachmittagssonne wie ein funkelnder Edelstein glänzte. Mit offenem Mund staunend muss ich auf einen mir unbekanntem Mann wie ein Fremder gewirkt haben, denn er kam näher und erzählte mir die wahrhaft bewegte Geschichte der Kirche. Begeistert hörte ich dem Mann zu und ließ mich von seiner sonoren Stimme in eine andere, bessere Welt bannen; der Wohlklang und die Töne aus seinem Munde waren derart berauschend, dass ich hoffte, die Geschichte der Kirche sei unendlich lange, doch schon bald beendete der Mann seine Rede und forderte barsch und äußerst aufdringlich einen Obolos für seine unerbetenen Mühen. Verwirrt starrte ich den Mann an und verstand nicht, wie dieser, obwohl er mir sein Wort und sein Wissen ohne Aufforderung oder Bitte meinerseits kostenlos angeboten hatte, nach einem Gegengeschenk verlangen konnte. Meine Fähigkeit zu sprechen schien ob der unverhohlenen Dreistigkeit wie blockiert zu sein, und ich suchte mechanisch in meinem Beutel nach einer Möglichkeit, den Mann zu entlohnen, vor allem aber, um ihn und seine unangenehme Art loszuwerden. Während ich angestrengt suchte, wurde er zunehmend unruhiger und knurrte mir Widerwärtiges ins Gesicht, was meiner Suche kaum half. In diesem Moment blickte ich zum ersten Mal direkt in das Gesicht meines Gegenübers und erschrak über das ausgemergelte und zahnlose Gesicht eines alten Mannes, dessen besten Tage sehr lange zurücklagen. Mein Herz krampfte sich zusammen und ich überlegte, wie ich ihn entlohnen könnte, fand in meinem Beutel ein in ein Leinentuch gewickeltes, großes Stück Fleisch und gab es an den Mann weiter, der sich zunächst wunderte, doch dessen Augen verrieten mir, dass er sich in einem Traum wähnte. Mutwillig entriss er mir das aus Mitleid dargebotene Geschenk und versteckte es schnellstmöglich und mit unglaublicher Wendigkeit unter seinem Mantel. Ohne ein Wort des Dankes kroch er mehr, als dass er aufrecht ging über den Platz und verschwand in einer der Seitengassen, die ins Nichts der Stadt zu führen schienen. Verwirrt und bewegungsunfähig wunderte ich mich über das Benehmen des

dreisten Geschichtenerzählers, aber ich erkannte zudem, als ich durch die Runde über den Platz blickte, dass es bei weitem nicht der einzige Hilfebedürftige an diesem Ort war. Wie gebannt starrten die anderen Bettler zurück, als ich versuchte, jeden Einzelnen zu mustern und langsam kamen einige ein Stück weit näher. Um mich herum entstand ein weitläufiger Kreis, dessen gesamte Beteiligung nicht abzuschätzen war und er wirkte zunehmend bedrohlicher. Den Schinken hatte ich bereits abgegeben, was würden sie mir lassen, wenn sie sehen würden, dass ich nichts mehr Großartiges bei mir führte, außer einen Laib Brot und wenige Habseligkeiten? Würden sie mir meine Kleider lassen? Würden sie mich am Leben lassen? Panische Angst ergriff mich und ich versuchte, von diesem Platz zu verschwinden, doch ich vermochte es kaum, meinen Fuß zu bewegen. Die Gefahr lähmte mein Innerstes, einer Maus vor dem Zuschlagen einer Katze gleich wollte ich mich tot stellen und an einen anderen Ort träumen. Die wüstesten Phantasien schossen als Bildersequenzen durch meinen Kopf, eine Abfolge schien schlimmer als die andere zu sein, doch plötzlich und ohne von mir bemerkt zu werden, nahte Hilfe. Eine energisch schimpfende Frau trat aus einem Haus, das an den Platz grenzte, neben mich und die vermeintlichen Feinde wichen von mir zurück. Vor Angst fast ohnmächtig ließ ich mich von ihr ins Haus führen, an einen Ort der scheinbaren Sicherheit, wo sie mir, nachdem ich mich meiner groben, äußeren Kleidung entledigt hatte, zu meiner Verwunderung und Glück die erste Mahlzeit vorsetzte, die ich in der Stadt einnahm: eine gute, kräftigende Brühe.

## Kapitel 9

»Du darfst den Menschen in der Stadt nicht so arglos vertrauen«, sagte sie zu mir in einer sorgenvollen Stimmlage, die mich im Löffeln meiner Suppe stocken ließ. »Einen ganzen Schinken abzugeben«, fuhr sie weiter fort, »ist ein Zeichen für alle Armen, dass du was in der Tasche hast! Wenn der erste einen Schinken bekommt, was bekommt dann der zweite und was wird der letzte noch erhalten? Somit hast du dich in eine Bedrängnis gebracht, die du hättest vermeiden können, indem du den Armen anzeigst, dass du nichts zum Anbetteln besitzt. Sie bekommen genügend von den Reichen der Stadt, so viel, dass sie nicht verhungern, aber auch nicht mehr als jene Bewohner, die sich Tag für Tag für ihr Essen abmühen müssen. Es ist Unrecht, das du soeben an den armen, arbeitenden Einwohnern begangen hast, und es wäre nur etwas anderes, wenn du jedem einen Schinken geschenkt hättest. »Ich«, begann ich zu stottern, nachdem sie zu Ende gesprochen hatte, »wollte die arbeitenden Einwohner der Stadt nicht benachteiligen, aber der Mann erzählte mir Wissenswertes über die Kirche und ich wollte ihm einfach nur dafür danken, denn als ich mich zu ihm umdrehte, erschrak ich wegen seines Aussehens und seiner Gesundheit. Ich dachte, dass...« - »Du dachtest an gar nichts«, unterbrach sie mich, »du hattest sein Gesicht, sein ausgemergeltes Wesen gesehen und deine Milde überrannte dich! Nichts anderes geschah! Wo kommst du denn

her, dass du bisher kein derartiges Leid gesehen hast?« - »Aus den Bergen«, antwortete ich und blickte der Frau fest und mit gespielter Selbstsicherheit ins Gesicht. - »Was willst du dann in der Stadt? Waren verkauft? Denn deinen Schinken hast du ja bereits verschenkt!«, fragte sie mich. Ich schüttelte den Kopf und meinte, dass ich bis zu diesem Morgen ein Hirte gewesen sei und dem Magistraten das Leben in den Bergen gerettet hätte. »Dem Magistraten?« rief sie erstaunt aus, »du hast uns den Magistraten wiedergegeben, nachdem wir ihn bereits verloren glaubten? Die gute Seele der Stadt? Wenn dem so ist, dann sei dir ewig gedankt, guter Hirte«, kam liebevoll aus ihrem Munde, doch sogleich wandelte sich ihre Miene ins Finstere, »aber ich rate dir eins: prahle nicht mit deiner Tat, denn er hat sehr viele Feinde in dieser Stadt. Wenn ich zufällig einer seiner Feinde wäre, würde ich dich ausliefern und sehen wollen, wie du elendig zugrunde gehst! Du musst unbedingt lernen, dass man in einem großen Haufen Menschen wie diesem kein Wort verlauten lässt, ehe man sich nicht sicher sein kann, dass man keiner feindlich gesinnten Seele gegenübersteht! Überlege besser zweimal und halte dich in den Gesprächen an Unwichtigem, bevor du nicht eine Entscheidung darüber getroffen hast, ob du das laut sagen willst, was dir auf der Zunge liegt. In den Bergen war das Nachdenken, was man zu wem sagt, mit Sicherheit gar kein Problem?« - »Nein, das ist kein Problem«, sagte ich, obwohl es auch dort Meinungsverschiedenheiten gibt; jedoch sind die Hirten alle aufeinander angewiesen und müssen miteinander leben und arbeiten, sodass ihnen keine Wahl bleibt, als den anderen soweit zu respektieren, dass man mit ihm im normalen Umgang auskommt. Geheimnisse dürfen nicht gegen die anderen verwendet werden, sonst kann man schnell alleine stehen, denn nichts kann so sehr zu einem Ausschluss aus der Gemeinschaft führen wie falsches Spiel und das Ausnutzen der Schwäche eines anderen.« - »Siehst du«, fuhr sie fort, »hier in der Stadt gibt es nur sehr wenige Menschen, auf deren Ansehen, Wissen und Tatkraft wir nicht verzichten können. In diesem großen Haufen an Handwerkern, Bauern und Stadtdienern gibt es immer mehrere Anwärter auf eine freie Stelle; es gibt Ersatz für beinahe jeden Arbeiter und das macht den Einzelnen zwar nicht wertlos, doch lässt ihn in Konkurrenz zu den anderen treten. Obwohl jeder Mensch eine, seinen angeborenen Fähigkeiten angemessene Arbeit verrichten sollte, darf jeder Mensch im Wert dem anderen in Nichts nachstehen. Aber du siehst ja, kaum bist du in der Stadt und hast bereits drei Schichten der Bevölkerung wahrgenommen: den reichen und edlen Magistraten, mich, die einfache Frau ohne Stand und die ärmsten der Armen, die Bettler, die keine Arbeit finden oder keine finden wollen oder zu alt sind, um sie auszuführen - und schon bist du bereits im Strudel gefangengenommen worden! Jeder Mensch muss das eigene Los des Lebens tragen, das er mehr oder minder mitbestimmt hat, doch hat jeder für sich die Gelegenheit und eigentlich auch die Verpflichtung, sein Gegenüber als den zu betrachten, der er ist: als Mensch. Solange zweitrangige Merkmale außen vor bleiben, ist es ein Leichtes, dein Gewissen rein und unbescholten zu lassen, willst du jedoch durchs Leben gehen, wie es einem dargeboten wird, musst

du deine eigenen Prinzipien einschränken oder gar verwerfen und akzeptieren, dass es unterschiedliche Wesensarten und Glückszustände für unterschiedliche Menschen gibt. Dennoch darfst du nie den menschlichen Geist hinter dieser Wand an Anteiligen Geschehnissen vergessen; blicke stets hinter die Maskerade und du wirst vielleicht das Glück besitzen, dass ein Stadtbewohner dir sein Herz öffnet, aber erwarten solltest du es von keinem!« Während ich ihren Worten lauschte, umarmte mich das Gefühl, dass diese Frau, die mich tapfer vor den Gefahren der Straße gerettet hatte, mehr vom Leben verstand und zugleich von ihm eingeschüchtert war, als sie zugeben wollte. Hinter all den Ratschlägen und Warnungen vor den Stadtbewohnern und den gesellschaftlichen Rangordnungen spürte ich einen Stachel in einer tiefen Wunde sitzen, der ihr beizeiten in die Seele gestochen wurde, aber ich getraute mich nicht, danach zu fragen; nicht nur, weil ich Angst vor ihrer Reaktion hatte, die ich mir von einer kalten Abweisung bis zum Verweis aus ihrem Haus vorstellte, nein, ich wollte ihr ganz einfach auch nicht zu nahetreten. Wenn sie mir ihre Geschichte erzählen wollte, dann würde ich ihr meine gesamte Aufmerksamkeit schenken, diese jedoch keinesfalls einfordern. Das Innerste bekommt man nicht berichtet, wenn man mit dem Finger draufstößt oder gar danach wühlt, sondern wenn der Gegenüber das Gefühl hat, dass das Nacherzählen und Ausbreiten seiner Gedanken keine verschwendeten Worte in einem sinnentleerten Raum seien. Inwieweit in einer zwischenmenschlichen Beziehung Vertrauen und Wohlgefallen herrscht, muss jeder für sich entscheiden; und sie schien zu glauben, jenes Gefühl der Vertrautheit in meiner Gegenwart zu empfinden, denn sie begann mit ihrer eigenen Geschichte, die das Auf und Ab und damit die Unstetigkeit ihres, aber eigentlich auch jedes anderen Lebens aufzeigt.

»Mein Sohn«, begann sie, »ist die tragische Figur meines bescheidenen Lebens. Mein Mann und ich heirateten, wie es in den Städten üblich ist, nachdem er seinen Beruf gefunden hatte und es Zeit wurde, von daheim fortzugehen, um ein eigenes Heim zu gründen. Wir kannten uns bereits seit einigen Jahren, denn das Haus meiner Eltern lag direkt neben seinem, wir sahen uns beinahe jeden Tag und fanden unsere Gemeinsamkeit, nachdem wir uns eine Zeit lang als Kinder überhaupt nicht mochten. Aber Kindergedanken sind unreife Gedanken, sie neigen zu schnellen, allzu vorschnellen Urteilen, jedoch ist dies ihre Art, die Welt und das Geschehen in für sie verständliche Bahnen einordnen zu können. Wir wurden älter, sahen eine gemeinsame Zukunft in der Steinmetzkunst meines Mannes und mit mir als Familienmutter; wir bezogen dieses Haus, das mein Großvater räumte, als er seine Frau verlor und zu meinen Eltern zog. Es dauerte kaum ein Jahr, als das erste Kind auf dem Weg war und wir mit frohem Sinne nach einem langen Leben in Eintracht sannen, doch dieses Kind starb zwei Tage nach der Geburt an einer Unterkühlung seines noch schwachen Körpers. Unsere farbige Zukunft verlor augenblicklich an Intensität, aber es half uns den Schmerz zu verdrängen, indem wir darüber intensiv sprachen, so dass ich erneut schwanger wurde. Unser Sohn wurde elf Monate später geboren und überlebte das Kindesalter; über ihn werde ich bald

mehr erzählen. Noch dreimal sollte ich schwanger werden, jedoch überlebte keines der drei Kinder die ersten beiden Jahre; es sollte mir nicht vergönnt sein, ein weiteres Kind als meinen Sohn großzuziehen. Wir versuchten alles, fragten Heiler, Sterndeuter und Kräutermischer, aber nichts verhalf uns zu einem weiteren Kind. Nur der eine Sohn blieb uns, der sich jedoch bis zum Knabenalter prächtig entwickelte, er genoss unsere gesamte Liebe und wuchs als Ebenbild seines Vaters auf. Mit zwölf Jahren bereits konnte er aus Stein Figuren meißeln, die mein Mann erst nach jahrelangem Üben verfertigen konnte. Wir schienen doch noch unser familiäres Glück in dem Jungen gefunden zu haben, doch mit dem Bau der Kirche auf dem großen Marktplatz begann der Niedergang unserer Familie. Die gesamte Stadt und alle Bauherren wurden zusammen verpflichtet, unter das Dach der Kirche zu treten, und alle halfen, dieses imposante Bauwerk fertigzustellen. Mein Sohn und ich, wir beide, sahen uns jeden Tag den Fortschritt des Kirchenbaus an und besuchten meinen Mann auf der Arbeitsstelle. Eines Tages war ihm bereits morgens, noch vor dem Gang zur Arbeitsstelle, übel, doch er zwang sich, entgegen meiner Warnungen, auf die Arbeit und schaffte es bis zur mittäglichen Pause, dann aber musste er sich völlig entkräftet nach Hause schleifen. Ich pflegte seinen schwachen Körper und gewann die Sicherheit, dass er wieder gesund würde, als Männer in mein Haus stürmten und ihn wie einen Verbrecher aus der Tür schleiften. Ohne auf meine Fragen einzugehen, drängten sie mich zur Seite und ließen mich mit meinem quengelnden Sohn allein zurück. Fragen ohne Antworten zermarterten in der folgenden Zeit meinen Geist, aber niemand wollte mir Linderung verschaffen, keiner der Menschen, die ihn abgeholt hatten, war bereit, mir die brennenden Fragen zu beantworten. Ich sprach mit anderen Frauen, mit den Männern auf der Baustelle, aber es dauerte lange, bis ich von einem einfachen Lastenträger eine Antwort bekam, dass mein Mann einen anderen Mann auf der Arbeit erschlagen haben sollte. Ich fiel aus allen Träumen und konnte nicht begreifen, dass mein Mann einem anderen auch nur Gewalt anzudrohen vermochte. Er, die friedfertigste Seele der gesamten Stadt, ein Mörder? Wutentbrannt lief ich zum Richter, der den Fall verhandeln sollte und fand ihn nicht auf dem Amt, sondern schutzlos bei sich zu Hause, worauf er sich entschied, beim Anblick meines furienhaften Auftretts auf meine wilden Fragen zu antworten. Ich staunte nicht wenig, als ich die niederschmetternden Worte eines Zeugenberichts vernahm, der meinen Mann eindeutig als den Täter beschrieb. In diesem Moment glaubte ich mich in einem Alptraum verhaftet, aus dem ich nicht auszubrechen vermochte, als der Richter mir in einer Randbemerkung den Tag des Mordes verriet und ich aufschrie, dass an diesem besagten Nachmittag mein Mann krank bei mir im Bette gelegen und ich mit all meinen Kräften versucht hatte, ihn im Leben zu halten. Ich erklärte dem Richter die Umstände des Tages, doch er hielt das für Weibergeschwätz einer hysterischen Hexe, deren Mann vom Tod bedroht war und sie in diesem Moment erst so richtig gewahr würde, was ihm drohte. Verzweifelt klagte ich dem Richter mein Leid und verkrampfte auf dem Boden vor

ihm, doch mir gelang es nicht, den Richter von der Fragwürdigkeit der Anschuldigung zu überzeugen, sodass er eine neuerliche Ermittlung befohlen hätte. Am nächsten Morgen wurde mein Mann zu seinem Tod verurteilt; ohne zu zögern fuhren sie ihn zur Henkersstätte, und als ich ihn auf dem Podest nach all den Tagen der Zweifel und Ängste das erste Mal sehen durfte, war er kaum mehr als ein Schatten seiner selbst. Die Henker ließen ihn am Galgenstrick baumeln; zum Glück im Unglück begab es sich, dass sein Genick bereits im Fallen brach und seine leblose Miene zeigte mir, dass er die Erlösung der Qualen willkommen geheißen hatte. In den folgenden Tagen harrten mein Sohn und ich unserer Zukunft; noch besaßen wir genügend, um wenigstens einige Monate überleben zu können, doch ich sprach mit meiner Mutter, um in ihren Haushalt zu übersiedeln und das Haus zu verkaufen, doch sie meinte, dass wir die Versorgung meiner Familie auch ohne meinen Mann schaffen würden. Zwei Tage später traf dann die verhängnisvolle Nachricht ein, dass der Mann, der der wahre Mörder war, einer Unbekannten im Rauschzustand seine Tat gebeichtet hatte, und der Richter erfuhr durch die Beichtende, dass meine Geschichte der Wahrheit entsprach, dass mein Mann unschuldig gewesen war. Wenige Häuser entfernt wohnte ein Gerichtsschreiber, der meinen Mann gut gekannt hatte, er kam zu mir und berichtete mir von der Reaktion des Richters, als er sich die Nachricht anhörte. Der Richter schaute nicht einmal zu der Zeugin auf, sondern sprach mit kalter, gleichgültiger Stimme, dass der Gehängte, mein Mann, dann sicherlich für eine andere Schandtat aus Gerechtigkeit gestorben sei, denn niemals würde das Schicksal einen Menschen zum Tode verurteilen, der nicht auch schuldig sei! Der Gerichtsschreiber, der die Frau zum Richter hereingeführt hatte, entließ die Zeugin und fragte im Anschluss den Richter, was nun mit dem Mörder geschehen solle, da er sich eindeutig der Tat bekannt hatte. Der Richter blickte langsam zu ihm auf und presste folgende Worte zwischen seine Zähne hindurch: Es ist doch bereits ein Sünder auf dem Weg in die Hölle, warum sollen wir noch einen tatkräftigen Mann hinterherschicken? Wie zuvor, bei dem ungerechten Kommentar zur Schuld meines Mannes durchfuhr den Gerichtsdienner auch mit dieser bissigen Darlegung das Gefühl der schneidenden Ungerechtigkeit, doch getraute er sich nicht, diesen richterlichen Quergeist wegen einem bereits Toten zu seinem Feind zu machen. Der Gerichtsdienner schwieg bei seinem Dienstherrn, aber fand Trost und Zuspruch bei mir und obwohl erneut Wut und Trauer in mir aufflammten, wusste ich doch um die Unabdingbarkeit der Vergangenheit und dass Hass oder Zorn nichts ausrichten würde, außer neue menschliche Ungerechtigkeiten auflodern zu lassen. Den Verlust hinzunehmen ist keine leichte Angelegenheit, aber einen Menschen für die menschlichste aller Arten zu strafen, den Fehler aus einem Trugschluss, hielt ich für widersinnig, außerdem hätte es mir meinen Mann nicht zurückgebracht. Viele Freunde fragten mich, warum ich das geschändete Andenken meines Mannes nicht rächen oder wiederherstellen wolle, da nun jeder wusste, dass der Richter einen groben Fehler gemacht hatte, dennoch musste ich mir selbst eingestehen, dass unser Leben eine

lange Verkettung von Falschem und Richtigem ist und wir selbst nicht immer die Lenkenden desselben sind. Der Richter entschied falsch, doch tat er es nicht gegen meinen Mann, sondern gegen sich selbst, außerdem sprachen sich die Ereignisse und späten Erkenntnisse als Gerücht in der näheren Umgebung herum, sodass niemand mit dem Finger abwertend auf mich, sondern auf den Richter zeigte. Trotzdem konnte niemand meine Reaktion verstehen, niemand wollte mir und meinen Beweggründen zuhören, doch ich verspürte, dass es für mich und meinen Sohn wichtig war, dass von seinen Eltern wenigstens ich überlebte. Gott wollte mir einen Weg weisen, als ich nur eines von fünf Kindern behalten durfte und ich spürte, dass es meine Aufgabe sein würde, meinem Sohn auf seinem Weg ins eigene Leben zu helfen. Einen beinahe aussichtslosen Kampf gegen einen hohen Richter zu führen, hätte meinen Sohn schnell zu einem Vollwaisen machen können. Warum sollte ich bei solchen Aussichten sein verletztes, aber dennoch einigermaßen gesichertes Leben aufs Spiel setzen? Allein um im Recht zu sein? Das war ich auch ohne dass ich es in die Öffentlichkeit mit aller Macht hinausposaunte, zudem wussten alle mir wichtigen Menschen von meinem Recht und von der unrechten Handlung des Richters! Mein Junge hingegen schien bis zum Tod seines Vaters ein glücklicher Mensch zu sein, selten trug er Zweifel an dem, was er tat, selten forderte er mehr, als ich zu geben vermochte und nie sollte sein Willen oder eine seiner Taten gegen einen anderen Menschen gerichtet sein. Sein Urteil war stets dem eines liebenden Sohnes, wäre er doch nur danach bewertet worden, doch mit dem Größerwerden veränderte sich sein Denken, er wurde zu einem überaus strebsamen jungen Mann, dessen Ziel es nicht mehr war, in die Fußstapfen seines Vaters zu treten, sondern er wollte mit zunehmenden Alter Schreiber am Amt der Stadt werden. Ich unterstützte seinen Wunsch und schickte ihn auf die einzige Schule, an der auch Kinder aus einfachen Verhältnissen aufgenommen werden konnten, und er avancierte innerhalb weniger Monate zum Besten seiner Klasse, obwohl er viele Jahre einfachster Bildung aufzuholen hatte. Tagelang, nächtelang brütete er über all jene Schriften, deren Titel ich oftmals kaum verstand, obgleich er versuchte, auch mir ein Mindestmaß an Bildung zu ermöglichen. Nicht selten fragte ich mich, was mein Sohn dort las, und ich erschrak nicht wenig, als mir der eben erwähnte Gerichtsdienner aufzeigte, dass es allesamt juristische Schriften seien. Ich stellte meinen Sohn zur Rede, wollte die Hintergründe seines Handelns erfahren, doch sein von einem auf den anderen Augenblick eisig gewordener Blick verriet mir sein wahres, gewandeltes Ich. Während ich mich die ganze Zeit mit meiner Aufgabe, meinen Sohn großzuziehen, abgelenkt hatte, war ein innerer Kampf in seinem Herzen entbrannt, der lichterloh wütete. Im Gegensatz zu mir hatte er zu keiner Zeit vergessen wollen, wer seinen Vater in den Tod geschickt hatte. Mit einer Stimme, deren schneidender Unterton noch eisiger und grausamer klang als selbst die todbringenden Worte des Richters, zeigte er mir die Größe seiner Unternehmung auf, die er von langer Hand zu planen schien. Er wollte fortgehen, um sich außerhalb der Stadt, in einer anderen,

zum Richter ausbilden zu lassen, damit er nach dem Gesetz handelnd die Macht verfüge, den Mörder seines Vaters zu richten. An diesem Abend merkte ich das erste Mal, dass er sich derart verändert und zu mir distanziert hatte, dass mein Herz ihn verloren glaubte. Ein paar Wochen danach war es dann soweit, er zog in eine nahe gelegene Stadt; mein Vater begleitete ihn, denn ich lag seit dem Tag, als er mir seine endgültige Entscheidung mitteilte, krank und geistesabwesend im Bett und starrte an die hölzerne Decke. Über zwei Jahre lang vernahm ich keine Regung, keine Notiz meines Sohnes, allein das tägliche Hin und Her auf der Straße gewann mir ein Lächeln in all der Tristesse meines Lebens ab. Meine Aufmerksamkeit wandelte sich von einem behutsamen Wachen über meinen Sohn in das händeringende Wachen über die Fremden, die eine zu große Großzügigkeit an den Tag legten und wie du drohten, sich in den Maschen des Stadtnetzes zu verfangen. Eines Tages im darauffolgenden Winter - die Sonne hatte bereits ihr strahlendes Antlitz hinter den fernen Bergen versenkt - kam der Gerichtsdienner vorbei und sagte mir, dass auch dieser Akt sein Ende gefunden hatte: Der Richter sei an diesem Morgen in seinem Bette verstorben; ich fragte ihn nach der Todesursache und er sagte, dass die Ärzte keine Einwirkung von außen feststellen konnten, es sei das lang erwartete Ende einer schweren und qualvollen Krankheit gewesen. Obwohl ich stets das seltsame Gefühl einer wissenden Mutter nicht loswerden konnte, dass mein Sohn seine Finger im Spiel hatte, kehrte dieser nach weiteren zwei Jahren an meine Haustür zurück und erkundigte sich nach meinem und des Richters Befinden. Mir ginge es den Umständen recht wohl, antwortete ich, doch der Richter sei in der Zwischenzeit verstorben. Kaum erstaunt von der Nachricht vom Tod des Richters, teilte mir mit, dass er in der Stadt einen Posten als oberer Gerichtsdienner angenommen hätte, sodass eine Berufung zum Richter nach wenigen Jahren wahrscheinlich werde, wenn er sich anstrengen würde. Trauer und zugleich überschäumende Muttergefühle brachten mich zu der unvermuteten Handlung, meinen Sohn stürmisch zu umarmen, das er distanziert und ohne gleichartige Gegenreaktion über sich ergehen ließ. Als ich meine Umklammerung löste und in seine Augen blickte, erkannte ich die Trennung unserer Herzen; obgleich wir direkt voreinander standen und unseren ausgestoßenen Atem spüren konnten, trennten uns und unsere inneren Urteile Welten. Er war mein Sohn, dem Körper nach, aber nicht nach dem Geiste, die Verwandlung, deren Beginn ich vor seinem Weggang bereits ausgemacht hatte, war nun vollständig vollzogen. Seit diesen Tagen habe ich ihn nicht wieder gesehen, außer einmal auf dem großen Stadtfest und ich bin mir felsenfest sicher, dass er mich nicht erkannt hat. Doch eine Mutter vergisst nie das Abbild ihres Sohnes, er war es eindeutig, und ich verspürte dieselbe räumliche und geistige Trennung wie jeden Tag, an dem ich erkennen muss, dass niemand am Tisch sitzen wird, der nach seinem Frühstück verlangt. Natürlich bekam ich seine wichtigsten Entwicklungen vom Gerichtsdienner aus der Nachbarschaft zugetragen und irgendeiner meiner Bekannten wusste immer über meinen Jungen Bescheid, doch ich gab nur wenigen offen

bekannt, was sich wirklich zugetragen hatte und wie es um unsere Beziehung stand. Das Fest war vor drei, nein, vor vier Jahren, denn vor zwei Jahren wurde auch mein Sohn vom vorschnellen Tode eingeholt, und es erscheint mir noch heute wie ein Traum, wenn ich an diese Geschichte erinnert werde. Mein Sohn wurde aufgrund seiner Strebsamkeit und Loyalität zum jüngsten Richter der Stadt erhoben, und ihm eilte der Ruf voraus, ein strenger, aber zu den Menschen aller Gesellschaftsschichten gleich gerechter Richter zu sein. Der Magistrat, dem du scheinbar das Leben gerettet hast, hat ihm den Eid abgenommen. Dann geschah das denkwürdige Ereignis, dass ein Weib ihren Mann im wütenden Rausch niedergeschlagen haben soll und mein Sohn entschied aufgrund der vorliegenden, obwohl uneindeutigen Tatsachen, dass sie für ihre Tat mit dem Tod bestraft werden müsse. Am folgenden Morgen, nach seinem eindeutigen Richterspruch, wurde sie als Demonstration einer abscheulichen Hexe, im Körper einer Ehefrau, in aller Öffentlichkeit hingerichtet. Kaum waren die Stimmen verstummt, die von einem vorschnellen Handeln des Richters sprachen, als Erkenntnisse auftauchten, dass sie es nicht gewesen sein konnte, da sie zur Stunde des Mordes am Bette ihres todkranken Vaters gewacht hatte. Ihr Vater genas von seinem Leiden und erhob sich mit einem wütenden Verlangen nach Rache gegen meinen Sohn, der ungerechterweise seine Tochter aus dem Leben geurteilt hatte. Stürmisch drang er in den Arbeitsraum meines Sohnes und sprach ihn drängend auf das ungerechte Hinrichten seiner Tochter an. Ich habe keine Ahnung, wie mein Sohn zu antworten gedachte, doch der Richter in ihm wollte nicht einmal den Mann anblicken, dessen Tochter er fälschlicherweise zum Tode verurteilt hatte. Wie ich aus den Berichten des Gerichtsdieners erfahren habe, muss mein Sohn dem Mann schamlos vorgeworfen haben, eine tadelnswürdige Tochter großgezogen zu haben, was diesen unmittelbar veranlasste, seinem tief im Herzen sitzenden Zorn die Zügel freizulassen und mit überschäumender, rachelustiger Wut stach er meinem Sohn einen Langdolch in dessen verhärmtes Herz. Ob mein Sohn in diesem Moment an den Tod seines Vaters dachte? Und an den Richter, dessen Leben ich schonte, obwohl ich denselben wallenden Zorn in meinem Innern verspürte? Ich vernahm die Geschichte vom Gerichtsdieners und von den wenigen, zuverlässigen Augenzeugen, die keine übertriebene Erzählung daraus machten und legte mich für diesen Abend schlafen, da eine völlige Leere in meinem Kopf vorherrschte. Tags darauf wachte ich als ein Mensch auf, dessen Innerstes sich verändert anfühlte, als jemand, dessen Last ihm von jemand anderes von den Schultern genommen worden war. Seitdem mache ich es mir zur Aufgabe, hilfsbedürftigen und stadtfremden Menschen zu helfen, denn sie können zumeist nichts für ihren Mangel an Lebensqualität oder für die gefährlichen, zumeist neidischen und abschätzigen Handlungen der für sie unbekannt Menschen hier vor Ort. Ich habe dir bereits mit dem ersten Blick in deine Augen angesehen, dass du mit deiner naiven Unvorsicht in jedem Menschen zuerst das Gute suchst, um dann erkennen zu müssen, dass in deinem Gegenüber auch das Böse existent zu sein vermag. Sag

mir«, sagte sie nach einem kurzen Moment der Ruhe und beendete ihre Geschichte, »was deine nächsten Schritte in der Stadt sein werden?«

## Kapitel 10

»Zunächst«, so antwortete ich nach dieser langen Zeit des Zuhörens, spürte meine trockene Kehle und wie die einzelnen Worte an ihr rieben, »zunächst will ich mich auf dem schnellsten Wege zum Magistraten begeben, um ihm meine Aufwartung zu machen.« Was danach kam, wusste ich wahrhaftig nicht, denn so weit dachte ich in diesem Moment noch nicht und daher wartete ich auf eine Reaktion ihrerseits. Sie sollte nicht merken, dass ich wie ein blauäugiger Hirte vom Land in die Stadt gekommen war, mit dem festen Glauben daran, dass mir nichts Schlimmes widerfahren werde. Sie durfte mich naiv nennen, aber keinesfalls einfältig, nein, nicht sie, nicht nachdem, was in der letzten Stunde zwischen uns beiden geschehen war. Ich merkte, wie sie über meine gegenwärtige Situation angestrengt nachdachte und atmete innerlich leicht auf, als sie mir ihren Vorschlag unterbreitete: Ich sollte diese Nacht, die bald beginnen würde, bei ihr nächtigen und am folgenden Morgen wollte sie mich zur Residenz des Magistraten führen, obwohl sie den genauen Standort noch in Erfahrung bringen müsse. Ich kann kaum in Worten beschreiben, wie die Stimmung meines Herzens in diesem Moment war, da sie mir die größten Hoffnungen auf Durchführung und Verwirklichung meiner Ziele gemacht hatte. In meinem Überschwang an Dankbarkeit versank ich in meinen und ihren Gefühlen füreinander und obgleich sie einige Jahre älter als ich war, war es mir ein überaus Angenehmes, ihrem einsamen Herzen in dieser einen Nacht ein wärmender Beistand sein zu können. Als ich am folgenden Morgen aufwachte und durch den Schleier des Vorhangs das noch sehr dunkle Grau des heranbrechenden Morgens erahnte, drehte ich mich auf den Rücken, spürte die Wärme, die von ihrem Körper ausging und blickte gedankenverloren an die Decke. Ich fragte mich, ob ich den eingeschlagenen Weg weitergehen oder lieber umkehren sollte, solange ich noch die Möglichkeit besaß, ohne großen Schaden angerichtet zu haben, den Rückzug anzutreten. Doch zugleich hatte sich in mir ein anderes, schweres Gefühl breitgemacht: Das Schicksal und die Geschichte meiner Gastgeberin, der Kampf und die Trauer um ihren verlorenen Mann, ihrem verändert wirkenden Sohn, nachdem dieser die wahren Ereignisse erfahren hatte, dessen Abkehr und Racheplan, der vom Schicksal ebenso vereitelt wie sein früher Tod gefordert wurde. Plötzlich erkannte ich den Hintergrund dieses schwermütigen Gefühls, denn die Erinnerungsfetzen an den Traum der vergangenen Nacht kehrten undeutlich, aber dennoch stechend zurück, und es überkam mich ein Gefühl der rastlosen Ruhe, das in dem Geschehen meines Traumes verankert sein mag: An dem Tag, als der Sohn von seiner langjährigen Ausbildung zu seiner Mutter zurückkehrt, stehe ich neben der Türe und sehe, wie sie ihn euphorisch in ihre Arme schließt, während er den Jubelsturm kalt über sich ergehen

lässt. Sie erkennt die Distanz zwischen beiden und zieht sich in den Türrahmen zurück, sodass mir in diesem Moment die Gelegenheit gegeben wäre, zum Vermittler dieser beiden auf Distanz gegangenen Menschen zu werden, doch wortlos drehe ich mich um und gehe über den Vorplatz ab, ohne auch nur einen Blick zurückzuwerfen. Erst nach einigen Querstraßen meiner Flucht spüre ich unendliche Schuld in mir aufwallen, sodass ich zurückrenne, doch leider feststellen muss, dass der Sohn bereits gegangen ist und seine Mutter mit Schmerzen und Trauer ob ihres endgültigen Verlustes allein gelassen hat. Ich möchte sie trösten, um so wenigstens einen Teil meines schuldhaften Gefühls vergessen zu machen, doch auch dies gelingt mir nicht, denn ich stürze ein weiteres Mal herum und laufe dem Sohne nach, ziehe wie er in ein flüchtendes Leben, in dem ich stets vor mir, aber auch vor den wichtigen Ereignissen und Entscheidungen meines Lebens fliehe. Ist es das, was mir das Gefühl und die Verbindung zu meinem Traum aufzeigen will?, dachte ich mir, als im Bett lag und zu erkennen glaubte, dass es letzten Endes wohl keinen sonderlichen Unterschied machen würde, wie man sich entscheidet, solange man eine Entscheidung nach dem besten Gewissen trifft und diese dann auch beibehält und verantwortet, bis sie sich als Falsche erweist; sodann steht man in der Pflicht, diesen selbst begangenen Fehler aus der Welt zu schaffen. Alles andere wäre der Gemeinschaft der Menschen nicht zuträglich, und ich verspürte in diesem Moment des Wachliegens, dass ich mich seit langem entschieden hatte, doch in einer anderen Frage als jene, wo und mit welcher Arbeit ich leben möchte, nämlich, ob ich mich in der Gemeinschaft der Menschen wie ein Mensch verhalten möchte, der für diese Gemeinschaft alles machen würde, um ein gerechter Teil von ihr zu sein. Ich stand auf, schob den Arm meiner Beischläferin leicht zur Seite, ohne dass sie aufwachte, ging zum Fenster und blickte vom ersten Stock in die von grauen Schatten beherrschten Straßen rund um den Platz vor der Kirche; kein Licht schien die Anwesenheit von Menschen anzudeuten. In weiter Ferne dachte ich mir das allmorgendliche Ergrauen des Himmels, das ich von dem Plateau vor der Hütte erwartet hatte, wo ich zusah, wie Helios seinen Sonnenwagen über den Horizont Richtung Westen antrieb. Wie mag es wohl meinen Kameraden ergehen, jenen wackeren Männern auf den Bergwiesen, die sich das tumultartige Leben der Stadt kaum vorstellen können und zumeist auch nicht wollen? In mir kam das Gefühl zurück, das mich seit der Abgabe meiner Herde auf dem gesamten Weg bis hierher beschäftigte: Existiert in mir, tief drinnen, ein anderer Mensch als der Hirte, der ich mein ganzes Leben gewesen war? Ist es dieser Teil, der mich zu der Entscheidung veranlasste, das bekannte, gewohnte und liebgewonnene Leben eines Bergmenschen aufzugeben und in die Stadt zu gehen, ins Ungewisse, ins Risikoreiche? Es musste dem so sein, sonst wäre ich wohl niemals losgezogen, doch wo blieb dann meine Euphorie, dass ich alles richtig gemacht hatte, wo war die Zuversicht, die ich vermisste, als ich am Fenster stand und auf den mit dunklen Schleiern bedeckten Platz niederblickte? Eine Träne bildete sich in meinen Augenwinkeln, als ich das Bild der erwartungsfreudigen Hundemeute

vor meinem geistigen Auge sah, eine Gruppe von einfach gestalteten Wesen, die entweder gut oder schlecht waren, doch niemals hinterlistig, heimtückisch oder allzu sehr menschlich. Ich vermisste sie beinahe noch am stärksten, in dem Moment, als meine Bettgenossin erwachte und meine auf den Platz gerichteten, feuchten Augen sah. »Sei nicht voller Trauer an diesem grauen Morgen«, sagte sie mit samtweicher Stimme und drang in meine Seele, »der Tag wird aufstehen und die Welt wird ihr Gesicht verändern. Das Bewegen des Alltags wird dein Vergessen unterstützen, denn viele neue Eindrücke werden auf dich warten, die nicht alle schlecht, nur anders sein werden.« Ich wollte ihr sagen, dass mich nicht das Zukünftige traurig stimmte, doch sie schien meine Gedanken zu kennen, denn sie gab zur Antwort, dass das Erleben von dem unabdingbaren Fortschreiten der Zeit alle Seelenwunden aus der feststehenden Vergangenheit heilen oder zumindest überdecken würde und sich daraus der Mut für die Zukunft ergebe. Ich spürte ihren guten Willen, mir in meiner momentanen Lage helfen zu wollen, doch ich wusste auch, dass sie es allein aus ihrer Sicht vermochte, in der sie niemals den eklatanten Unterschied zwischen beiden Lebenswelten erfahren hatte. Wir waren zwei grundverschiedene Menschen, geprägt durch die Erlebnisse unseres Lebens, wie konnte sie einen Zugang zu den Fragen finden, die mich beschäftigten? Nein, entschied ich für mich, ohne es ihr sagen zu wollen, sie war nicht in der Lage dazu, brauchte es aber auch nicht zu sein; dies war gewiss nicht ihre Aufgabe. Sie konnte mir in ihrer Welt eine Hilfe sein, in meiner, sich verändernden Welt brauchte ich einen anderen Vermittler. Doch wo dieser zu finden war, hatte ich zu diesem Zeitpunkt noch keine Ahnung, aber solange ich hier stand und nicht wusste, welcher Teil von mir in das Wagnis der Stadt drängte, war jegliche Hoffnung auf Klärung der Fragen bezüglich meiner selbst fruchtlos. Ohne daher die Selbstzweifel losgeworden zu sein, ging ich zurück zu ihr, trat ans Bett und küsste sie auf die Stirn, spürte, wie eine große, restliche Müdigkeit über mein Gemüt kam, legte mich neben sie und fiel bis zum späten Morgen in einen traumlosen Schlaf.

## Kapitel 11

Die Sonne stand bereits hoch über dem Horizont, als ich erwachte und mittels einer suchenden Handbewegung vernahm, dass meine Gastgeberin nicht mehr neben mir lag. Schnell stand ich auf, zog mich an und ging die Treppe hinab; in der Küche traf ich sie am Herd, auf dem sie einen wohlriechenden Topf mit süßem Hirsebrei angesetzt hatte. Der Duft erinnerte mich an die Zeit auf der Berghütte, in der es an kalten Herbstabenden des Öfteren einen süßen Brei gegeben hatte. Sie deutete mir an, mich zu Tisch zu begeben, und ich bekam sogleich einen Teller vorgesetzt, der freudig und in allen Formen vor mir dampfte. Knapp über den Tellerrand, inmitten des heißen Dampfes, hielt ich mein Gesicht und vernahm dieselbe erwärmende Hitze wie in den kalten Herbstabenden, auf die sich jeder Hirte den ganzen Tag bereits gefreut hatte. Ein Stückchen

Heimat, dachte ich mir und genoss diesen vorzüglichen Brei. Während des Frühstückes drehte sich unser Gespräch nur um ein Thema, das nichts mit den Gesprächen von gestern oder meinen Gedanken vom Morgen zu tun hatte: wie ich am einfachsten zum Magistraten käme und wie es mir gelänge, ihn ohne eine groß angelegte Suche zu finden. Dann sagte mir meine Retterin in der Not, ihr sei eine Lösung eingefallen und dass sie nach dem Frühstück kurz verschwinden würde, um zu einem ihr bekannten Metzger zu gehen, der mit Sicherheit weiß, wohin wir uns wenden müssten, um den Magistraten zu finden. Sie räumte die leeren Teller vom Tisch und verließ das Haus über den Vorplatz der Kirche. Mit gesättigtem, vollem Magen verfiel ich ob der glücklichen Entwicklung meiner Reise in einen dösen Tagtraum, aus dem ich erst wieder erwachte, als die Hausherrin von ihrem Erkundungsgang wiederkam. Sofort waren meine Erinnerungsfetzen an die Berge und das Tal, in dem der Baum stand, unter dem ich das Plateau mit dem Magistraten entdeckt hatte, verschwunden; mit erwartungsvollen Augen sah ich sie an und sie teilte mir mit, dass sie herausgefunden habe, wo der Magistrat seine Residenz besäße, obwohl es nicht der Metzger gewesen habe, sondern ein alter Bettler, der mit seinem Wissen über die Stadt ums Überleben kämpfte und für einige Geldstücke alle Geheimnisse und Gerüchte preisgab, die er Tag für Tag auf seinen Wanderungen durch die Straßen aufschnappte. Sie erzählte, dass der Bettler zunächst die Frage bejahte, ob er wisse, wo der Magistrat wohne, doch indem er ihr die gesamte Lebensgeschichte des Magistraten nacherzählte, soweit er sie aus den Gerüchten und Erzählungen seiner Mitmenschen wusste, schien er auf eine größere Belohnung zu hoffen, sodass er ihr erst am Ende seiner Geschichte den Wohnort des Magistraten preisgab. Im Vermischen meiner Wünsche, ihr die Ausgaben sofort zurückzuzahlen, aber auch schnellstmöglich mehr von dem Mann zu erfahren, dem ich das Leben gerettet und der ein scheinbar unzertrennbares Band zwischen unseren beiden Gemütern gespannt hatte, drängte ich sie, die Geschichte des Bettlers nachzuerzählen. Bisher kannte ich nur den kleinen Ausschnitt aus seinem Leben, den er mir mit seinem Brief mitteilte, doch ich wollte mehr wissen und bat meine Gastgeberin, sie sollte mir doch von dem Menschen berichten, der seit der Errettung in den Bergen diese besondere Verbindung zu mir hatte. Zunächst schien sie abzuwägen, ob sie nicht besser direkt losziehen sollten, doch dann gab sie sich einen Ruck und begann mit ihrer klangreichen Stimme, dass der alte, leicht kauzige Bettler behauptet habe, dass er in seinen jüngeren Jahren als Gärtner in der Nachbarschaft der Familie des Magistraten gewohnt und gearbeitet habe und ihn daher seit Kindertagen bereits kannte. Ich fragte sie, ob sie diese Geschichte des alten Bettlers für glaubhaft hielt oder ob es sich um eine seiner Legenden handle, doch sie sagte, dass sie eher glaube, der alte Mann seine wahre Geschichte ein wenig dahingehend umgedichtet habe, sodass daraus eine spannende und ereignisreiche Lebenserzählung entstünde. Ohne aber das begonnene Gespräch verlassen zu wollen, nahm sie den Faden wieder auf und sagte, dass der alte Mann ihr erzählt habe, wie der

Magistrat ein kleiner Bengel gewesen sei, welche Streiche er mit einer Gruppe anderer Kinder den älteren Anwohnern gespielt hatte und wie seine Leistungen in der Schule gewesen seien. In allem hörte es sich wie eine gut nacherzählte Geschichte aus farbenfrohen Erinnerungen an bessere Zeiten an, keine Absurditäten wiesen darauf hin, dass Besonderes oder gar Unglaubliches geschehen wäre. Mit sechzehn Jahren sei er dann in die Beamenschule eingetreten, die die jungen Männer auf ein Leben für den Stadtdienst vorbereiten sollte. Gleich welchen Einflüssen er auch unterworfen war, sein Charakter änderte sich zusehends, vordergründig jedoch blieb er der jugendliche, verschmitzt grinsende, zu jedem Schalk bereite Junge, dem niemand wahrlich böse sein konnte, doch erkannten die Menschen bei genauerer Betrachtung mithin seine Schandhaftigkeit, seinen inneren Genuss, wenn sich eine seiner Listen erfolgreich zeigte. In den Jahren seiner Ausbildung erwarb er sich nicht nur das Wissen, das ihn für eine Beamtenstelle vorbereitete, sondern auch eine grenzenlose Schlechtigkeit, mehr aus sich zu machen, indem er andere für sich arbeiten oder Schandtaten verüben ließ und die Erträge von deren Ergebnissen einstrich. Stets konnte er ob seiner Schläue seine Hände in Unschuld waschen, und mehr als einmal muss er auf seinem Weg nach oben einen seiner Mitstreiter ohne Bedenken fallengelassen haben, denn scheinbar hat man ihn nie für eine Angelegenheit bestrafen können. So schlängelte sich der Magistrat durchs Leben und wurde ohne Beanstandung seitens des einstellenden Beamten als Schreiber für richterliche Angelegenheiten im Justizhaus übernommen. Obgleich der Schalk ihm stets hinter den Ohren stak, hatte er eine grundsolide Ausbildung genossen und kannte sich in der Juristerei auch dank seiner Gerissenheit und seines Einfallsreichtums sehr genau aus. Doch kaum war er in den Dienst der Stadt getreten, erlebte er eine der großen Krisen der jüngeren Stadtgeschichte, in der mehrere Richter in einem Kampf zweier verschiedener, im Widerstreit liegender Parteien ihren Dienst quittierten, da sie hofften, nach der Wahl, aufgrund ihres Treuebekenntnisses, in einer wichtigeren Position ins öffentliche Leben zurückgerufen zu werden. Die Mühlen der Gerichte standen in den Wochen des Widerstreits nahezu still, es häuften sich die zurückgestellten Beschwerden und es erhoben sich Stimmen, die verlangten, dass sich wenigstens, wenn schon nicht in der Verwaltung, so doch am Gerichtshofe alles normalisieren sollte. Der spätere Magistrat war sogleich bereit, für diese kurze Zeitspanne ein richterliches Amt in Vertretung zu besetzen, denn er wusste, dass ihm allein die Erfahrung, aber nicht das Wissen um die Mechanismen der Gesellschaft fehlen würde. Mit harter Hand und schnellen Entscheidungen griff er in den folgenden Tagen der Verwirrung mit aller Macht durch, besonders in jenen Fällen, in denen Schäden ob des Widerstreits beider Parteien entstanden waren, sodass die Beobachter schnell erkannten, dass er ein unparteiischer und nach den Gesetzen entscheidender Jurist war. Die offizielle Ernennung zum Richter, obwohl er erst seit einigen Monaten das Amt des Schreibers ausgeführt hatte, war im Anschluss nur noch reine Formsache, und in der Folgezeit verbannte er

mit einem rigiden und nicht selten harten Führungs- und Entscheidungsstil jegliche Ungerechtigkeit aus seinem Gerichtssaal und scheute sich nicht vor hohen Strafen, sodass insbesondere die Schwerverbrecher mit äußerster und unnachgiebiger Härte rechnen konnten. Die meisten Beschuldigten schwitzten bereits im Vorhinein, wenn sie vernahmen, dass der heutige Magistrat der Richter ihrer Verhandlung war, und nicht selten nahmen sich schuldige Gewalttäter im Vorfeld schon das Leben, in der bloßen Vorahnung, dass eine Verurteilung allein unendliches Leid und Qualen mit sich bringen würde. Diese strenge Zucht und Ordnung, die der neu ernannte Richter mit voller Absicht erzwang, und die von allen anderen neu ernannten Richtern ebenfalls umgesetzt wurde, aber vor allem die neue Art der Belohnung, die beinhaltete, dass man Gutes tat, wenn man das Verbrechen eines anderen dem Gericht aufdeckte, brachte zwei völlig entgegengesetzte Entwicklungen mit sich: Die eine war, dass es in kürzester Zeit weniger Verbrechen in der Stadt gab, denn viele Einheimische, die den Gedanken an eine Straftat mit sich herumtrugen, wurden von den Gerüchten um die neue harte Linie abgeschreckt; auf der anderen Seite jedoch entwickelte sich ein Gefühl allgemeiner Angst, dass ein jeder Mensch die Gesicke eines anderen Menschen bestimmen könnte, wenn er mithilfe falscher Anschuldigungen und geschickten Lügen die vermeintliche Straftat eines anderen vorzutäuschen vermochte - das Denunzieren florierte in der Stadt. Die Unsicherheit im Volk wuchs und jeder achtete auf den anderen, sodass man gegen ihn was in der Hand hielt, sollte dieser auf den Gedanken kommen, vor Gericht einen Streit ausfechten zu wollen. Selten wagte ein Stadtbürger offen seine Meinung zu sagen und selbst die Mitglieder der wichtigen Familien, die sonst die Gesicke der Stadt bestimmten, waren darum bemüht, sich die allgemeingültige Meinung anzueignen, denn es gab in diesen Zeiten nur zwei Möglichkeiten: Entweder man vertrat die richtige oder die falsche Meinung und musste dann um die Freiheit des eigenen Lebens bangen. Kein Leben schien in dieser Meinungstyrannie vor der Willkür anderer Menschen sicher, daher lag für eine geraume Zeit ein dunkles Tuch über den Gemütern der Stadt, und obwohl die harte Linie den späteren Magistraten im Volke sehr beliebt und zugleich gefürchtet machte, schien dieser unverhofft früh erlangte richterliche Posten das Ende seiner Laufbahn zu sein, denn nur Abkömmlinge aus bestimmten Familien konnten das nächsthöhere Amt des Magistraten für Recht und Ordnung erlangen. Verzweifelt suchte er nach Unterstützung und setzte große Teile seiner Beliebtheit aufs Spiel, um zum Magistraten aufzusteigen. Über Jahre hinweg arbeitete er einen niederträchtigen Gedanken aus, seine eigene Herkunft wie eine nicht mehr zu gebrauchende Haut abzustreifen und eine neue anzulegen. Die Einschränkungen seiner Herkunft fortwerfend, distanzierte er sich von seinem Leben und seiner Familie, gab sich in der Folgezeit betont edel und versuchte alles, um die Gunst der betreffenden Familien zu erlangen, doch es benötigte noch einen weiteren Schritt, ehe er sich vom Volke legitim zum Magistrat wählen lassen konnte. Eines Abends, die Verzweiflung ergriff

nach getaner richterlicher Arbeit erneut sein Herz, suchte er Trost in der geistigen Umarmung nebulösen Weines, die er nur dann suchte, wenn der Schmerz seinen Sinn für Recht und Ordnung verwirrte, zog aus und tauchte als Fremder, durch Mantel und breitkrepfigen Hut maskiert, in einer Schenke in einem anderen Stadtteil ab. Doch dabei merkte er nicht, dass er von einem jungen Mann verfolgt wurde, der den Richter trotz der Verkleidung erkannt hatte und der genauestens um die Verzweiflung des Flüchtenden wusste. Als der Magistrat den ersten Humpen Wein vorgesetzt bekommen hatte, setzte sich der junge Mann ungefragt an dessen Tisch und wusste darum, dass der Richter, um keinen großen Auflauf zu verursachen, ruhig bleiben würde. Zunächst saßen sie sich schweigend gegenüber und der Richter wartete gespannt auf die Redeeröffnung des anderen, obgleich er sich wunderte, warum er sein Gegenüber, ohne ein Wort gewechselt zu haben, für so vertrauenswürdig hielt, ihm eine Gelegenheit zur Eröffnung seines Wunsches zu geben. Doch ehe der junge Mann das Wort erhob, trank er in Seelenruhe seinen Becher Wein aus und musterte den Richter, dem anzusehen war, dass er seine innere Unruhe mit Gelassenheit zu überspielen suchte, was ihm auch nicht schlecht gelang. »Sie sind ein Mann, der um seine Position in der Gesellschaft weiß«, begann der junge Mann seine geheimnisvoll klingende Rede, »und sitzen mit mir wortlos an einem Tisch, mit einem Unbekannten, der nicht das aufdringliche, sondern das vertrauliche Gespräch in einer Spelunke sucht. Sie wissen nicht, was ich von Ihnen möchte, aber Sie wirken nach außen hin ruhig. Ob Sie es auch im Innern sind?« Ohne ein weiteres Wort wandte sich der junge Mann zum Wirt um und zeigte auf seinen Becher; bis der leere gegen einen vollen getauscht war, sprachen sie kein weiteres Wort miteinander. »Wissen Sie, Herr Richter«, nahm der junge Mann das Geflüster erneut auf, »jeder Mensch hat die freie Wahl, sein Leben in die Hand zu nehmen, und so haben auch Sie die freie Wahl, diesen Ort zu verlassen. Ich habe Ihnen noch nichts erzählt und doch sind Sie weder gegangen, noch haben Sie mich nach meinen Wünschen gefragt. Entweder sind Sie voller Desinteresse für die Welt oder Sie sind im Innern zum Zerreißen gespannt.« Wiederum sah er den Magistraten derart auffordernd an, dass dieser mit sich kämpfen musste, um nicht die hart erstrittene Fassung zu verlieren. Der junge Mann nahm sich erneut dem Wein an und genoss nicht nur dessen Wärme, sondern auch die dampfende Eiseskälte, die sein Gegenüber ausstrahlte, bestens um den Kampf in dessen Innern wissend. Dieses Spiel setzte sich fort, bis auch der zweite Becher Wein ausgetrunken war; währenddessen beobachtete der Richter jede Bewegung seines Gegenübers, darauf wartend, ob sich der junge Mann nun als Feind oder als Freund ausgeben mochte. Die Zeit verrann wie in einem Sandglas, man konnte beobachten, wie sich die Gemüter gegeneinander durch das anstrengende Stillhalten bekämpften, wie sie um eine Entscheidung rangen, wer als nächster ein Wort sagen würde. Die Menschen um sie herum beachteten sie kaum, zwei sich anscheinende Gäste waren bei dieser Kundschaft und um diese Uhrzeit keine Seltenheit in dieser abseits gelegenen Spelunke. Die beiden sich anscheinenden

Männer schienen am Tisch in ihrer Sitznische in einer anderen Welt zu sein, die den einzigen Bezug zur Wirklichkeit hatte, dass ab und an ein Becher Wein herangereicht wurde. Urplötzlich und ohne es mit einer Bewegung anzudeuten, erhob sich der Richter und drohte zu verschwinden, als der junge Mann ebenfalls aufsprang und zischte, dass er wertvolle Informationen für das weitere Leben des Richters besäße. Der eben Aufgestandene musterte das nun veränderte Erscheinungsbild des jungen Mannes, dessen herausfordernde Miene für ihn zu einem offenen Buch geworden war, in dem er endlich zu lesen vermochte und sich nunmehr sicher sein konnte, dass sein Gegenüber eher ein Freund als ein Feind war. – »Nun«, antwortete der Magistrat und setzte sich langsam zurück auf die Tischbank, »welche Informationen könntest du haben, die mir von Nutzen sein könnten?« – »Ich bin nicht im eigenen Auftrage hier«, entgegnete der junge Mann, der sich ebenfalls gesetzt hatte, »ich wurde geschickt, nach Ihnen zu suchen und Sie in ein Gespräch zu verwickeln; in einem zermarternden Wechselspiel sollte ich Ihre Willens- und Durchsetzungsstärke ausloten und bei gegebener Stärke Ihnen ein Angebot machen.« – »Welches Angebot?«, presste der Richter, eine Falle witternd, zwischen seinen Zähnen hervor. – »Es gibt einen Mann«, begann der andere, »der nur im Verborgenen lebt, zwar hier in der Stadt, doch für niemand sicht- und erkennbar. Jedermann kennt ihn, doch keiner weiß um seine wahre Existenz und Herkunft. Nur seine Familie kennt seine weitreichenden Arme, mit denen er alles bestimmt, ob im Handel, in der Justiz oder in der Verwaltung. Er ist die Stadt, ihr Herz, der Kopf, im Gegensatz zu dem, was die Menschen für das wahre Ich der Stadt ansehen.« – »So, so, dann gibt es ihn also wirklich!«, bemerkte der Richter und bemühte sich um Gleichgültigkeit, doch in seinem Innern brodelte es und scheinbar tanzend sprudelten die Gedanken. »Ich hatte ihn immer für eine Erfindung gehalten, für den Inhalt eines Gespräches bei Wein, Weib und Gesang, dessen Existenz benutzt wurde, um den Menschen in der Stadt eine geheime Macht vorzugaukeln, die mehr als noch das Gesetz das Recht in allen Bereichen der Stadt bewahrt.« Der junge Mann beobachtete jede Bewegung des Richters, um Aufschluss über die Wahrheit in den Worten seines Gegenübers zu erhalten. – »Er stammt aus einer der bestimmenden Familien der Stadt«, begann der junge Mann seine Erzählung, nachdem er sich sicher sein konnte, dass ihm die gesamte Aufmerksamkeit sein Gegenüber gehörte, »und nutzt seine Stellung, um die Geschicke der Menschen und der ganzen Stadt zu leiten. Doch trotz all seiner Macht hat er dennoch ein schwerwiegendes Problem, dessen Lösung keinesfalls so einfach ist, wie es bei einer kurzen Betrachtung erscheinen mag.« – »Welch ein Problem könnte dieser Mann haben, dass er nicht lösen kann und mithin die Hilfe eines Emporkömmlings außerhalb der bedeutenden Familien sucht?«, wunderte sich der Richter. – »Er besitzt alles, Reichtümer, soweit das Auge reicht, unendliche Macht und Einfluss, doch was ihm fehlt, ist nichts weiter als ein Erbe, der seine erarbeitete Position erhalten und imstande ist, sie noch auszuweiten. Bereits seit Jahren sucht er nach dem passenden Menschen, der über genügend Ehrgeiz und Geisteskühle verfügt,

aber auch die nötige Gerissenheit und Schlitzohrigkeit besitzt, um seine Nachfolge anzutreten.« – »Ich verstehe!«, entgegnete der Richter nach einer kurzen, gedanklichen Pause mit Bedacht. »Er sucht nach einem Erben für sein Leben, und ich suche nach einer Möglichkeit, das von den Statuten festgesetzte Ende meines Aufstieges zu umgehen. Ich soll dem Alten dabei behilflich sein, einen geeigneten Nachfolger für ihn zu finden und werde dafür mit dem Amt des Magistraten belohnt?« – »Ja«, antwortete der junge Mann, »doch nicht nur das, sondern mein Herr hat sich auch genauestens über Sie erkundigt, sich die Urteile durchgelesen, die Sie nach den Wirren um die Parteikämpfe getroffen haben und ist zur Einsicht gelangt, dass Sie der Richtige für seine Nachfolge sind! Ihre Richtersprüche sind klar, hart und unnachgiebig gegen jegliche Unart, mit denen leider auch der alte Mann seinen Umgang pflegen muss. Beim Betrachten Ihrer Erklärungen sah er zuweilen auf, blickte aus dem Fenster in das Dunkle der Nacht, nickte leicht und stieß manchmal ein befreiend klingendes Ja, das ist er, aus.« In diesem Moment war es mit der Selbstsicherheit des Richters vorbei, sodass er kaum noch einen klaren Gedanken fassen konnte. Mit Mühe und Not suchte er nach einer Fortführung des Gespräches, das der junge Mann scheinbar für beendet oder für unterbrochen hielt, solange der Richter schwieg. – »Demnach ist das Ziel deiner Aufgabe, mich noch heute Abend zu ihm zu führen?«, wollte der Richter wissen und war froh, dass er eine halbwegs vernünftige, dennoch bestimmende Frage hervorgebracht hatte. – »Weder heute noch morgen!«, stieß der junge Mann dolchartig zurück und versetzte dem Richter den erwünschten Hieb. »Leben sie in dem Wissen weiter, dass eine unsichtbare Macht die Hand über sie ausgestreckt hält, bereit, sie jederzeit zu sich zu rufen. Zu gegebener Zeit werden Sie von meinem Herrn hören und dann will er von Ihnen eine Entscheidung haben!« Mit diesen Worten beendete der junge Mann das Gespräch, stand auf, blickte durch die Schenke, ob sie nicht doch ein anderer Spion verfolgt hatte und ging ohne ein weiteres Wort aus der Lokalität. Tagelang sann der Richter über diese Entwicklung nach, zwang sich, nicht nach dem geheimnisvollen Mann zu forschen, denn es wäre diesem ein Leichtes gewesen, seine Nachforschungen aufzudecken und zu vereiteln. Nein, der Richter musste sich darauf konzentrieren, sein Leben auf dieselbe Art und Weise weiterzuleben wie bisher, doch unbemerkt veränderte er sich dennoch. Sein Auftreten wurde selbstbewusster und seine Handlungsweise noch radikaler, seine harte Hand griff bei jedem Urteil streng durch und zwang Menschen in Strafen, derer sie zum Teil kaum verdient hatten. Er dehnte das Strafmaß nicht selten bis an die Grenze der vorgeschriebenen Höchstsätze und suchte zuweilen Gründe, um noch unnachgiebiger als zuvor zu wirken. Doch mehr als ein Jahr sollte vergehen, in dem er nichts mehr von dem Mann im Hintergrund hörte, ehe ihn der junge Mann aus der Spelunke eines Tages erneut aufsuchte, doch dieses Mal in des Richters eigenen vier Wänden. »Ich habe dich bereits erwartet«, begann der Magistrat, als er den jungen Mann erkannte und versuchte, seine Sehnsüchte nicht zu stark durch seine Stimme schimmern zu lassen. »Du siehst, ich habe mich innerlich auf diesen

Moment vorbereitet und kann behaupten, hier und jetzt für die anstehenden Aufgaben bereit zu sein. Was sind die Anliegen des alten Mannes?« Ohne auf die Frage zu antworten, stand der junge Mann auf und ging einige Schritte durch das Zimmer; dieses befremdende Verhalten verursachte im Richter das unbestimmte Gefühl einer drohenden Ohnmacht. – »Der alte Mann hat gesehen«, eröffnete der junge Mann seine Rede, »dass Sie zwanghaft versucht haben, ihren Lebensstil unverändert zu lassen, obwohl es unverkennbar ist, dass sich seither eine gewisse Distanz zu ihrer Arbeit aufgebaut hat. In Ihrem Wissen, dass eine fremde, jedoch vermeintlich wohlwollende Hand über Sie wacht, haben Sie die Eingebundenheit in die Justiz verloren, nicht gänzlich, jedoch sind Ihre Urteile überhäuft von radikalen und oftmals viel zu endgültigen Entscheidungen.« – »Ich habe nur versucht, die Gesetze der Stadt zu bewahren«, verteidigte sich der Richter mit gereizter Stimme, »jene Gesetze, an deren Entstehung der alte Mann gewiss einen großen Anteil gehabt hat. Wenn es dem alten Mann nicht passt, wie ich die Gesetze als Richter auslege, dann muss er sich wohl oder übel einen anderen suchen, denn ich werde mich gewiss nicht zu einer Marionette machen lassen, die springt, wenn derjenige Spring! ruft, der die Fäden in der Hand hält.« – »Auch diese vorgebrachte Entschuldigung hat mein Herr vorhergesehen und für gut befunden, denn es zeigt, dass sie Kampfgeist besitzen, den Sie auch brauchen werden, wenn Sie das große Rad im Räderwerk der Stadt übernehmen wollen. Der alte Mann ist dem Tode nahe und möchte Sie nunmehr sehen, da er sich sicher ist, dass sein Leben nicht mehr lange währen wird. Ich kann Ihnen zudem sagen, dass er sich für Sie als seinen Nachfolger entschieden hat, denn Sie waren derjenige von den Kandidaten, der sich durch meinen Besuch nicht hat vollends verwirren oder gar aus der Spur bringen lassen.« – »Es gab noch weitere Kandidaten?«, keifte der Richter ein wenig empört zurück. – »Ich bitte Sie, glauben Sie etwa, dass es sich ein Mann von des Alten Statur und Wichtigkeit erlauben kann, nur eine Wahlmöglichkeit zu besitzen? Dann wären Sie über kurz oder lang aber schlecht beraten, wenn Sie sich keine Ausweichmöglichkeiten offen lassen, eine Qualität, die der alte Mann bisher so sehr an Ihnen bewundert und geschätzt hat, seit Sie ein kleiner Junge waren und Unfug angestellt haben.« – »Ich wundere mich nicht«, log der Richter dem jungen Mann ins Gesicht, »dass der alte Mann mich seit meiner Jugend kennt, denn ich glaube, er weiß über alles und jeden in dieser Stadt Bescheid und noch vieles mehr.« – »So wird es sein, doch nun ist es an der Zeit, dass Sie ihn kennen lernen, denn er möchte mit Ihnen von Angesicht zu Angesicht über die anstehenden Entscheidungen sprechen, die infolge der letzten Ereignisse entstanden sind. Sie sollen in den letzten Tagen seines Lebens noch von ihm lernen, sodass die Übernahme seiner Geschäfte reibungsloser verläuft, als anzunehmen ist. Wollen wir gehen?« – »Es ist mir eine Ehre, die Einladung des alten Mannes anzunehmen«, sagte der Richter ein wenig zu feierlich, doch der junge Mann schien sich nicht daran zu stören, sodass sie beide das Haus des Richters verließen, und er an diesem Abend zum ersten Mal den alten Mann kennenlernte, von dem niemand

außerhalb seiner engsten Verwandten wusste, wer er war oder aus welcher der Familien er stammte. Auf jeden Fall vergingen nur wenige Wochen, bis der geheimnisvolle alte Mann an seiner langwierigen Krankheit verstarb, und der Richter das große Erbe antrat. Viele aus seiner Familie des Verstorbenen sahen mit Misstrauen auf diesen Eindringling von außen und verhielten sich zunächst äußerst distanziert, weichten aber auf, als sie merkten, dass ihr mächtiger Verwandter den idealen Nachfolger gefunden hattete, um die weitreichenden Geschicke der Stadt von Grund auf neu zu ordnen. Das Einzige, das sich mit dem Richter in der Stellung des Alten änderte, war die Tatsache, dass die neu gewonnene Macht nun eine öffentliche Demonstration fand und nicht mehr hinter dem Mantel des Schweigens praktiziert wurde. Tagsüber urteilte er in den wichtigsten Fällen auf die Art und Weise, die ihm für seine anderen Aufgaben am besten zusprach, und am Abend verteilte er Befehle an diejenigen, die ihre Arbeit vorliebend in der Nacht verrichteten. Keiner der Menschen außerhalb des eingeweihten Kreises wusste um seine Doppelnatur, wobei ihm aber auch half, dass die Legende des alten Mannes mit dessen Tod nicht starb, sondern im Gegenteil, mit den Jahren immer weiter überhöht wurde. Eines Tages hielt der Richter es dann für angebracht, seine Ambitionen auf eines der drei Magistratenämter öffentlich zu machen, und der amtierende Magistrat für Justiz bekam die kalte und berechnende Hand des Mächtigen zu spüren, sodass er seinen Posten freiwillig für den neuen, starken Mann der Stadt räumte. Sein Dienstantritt wurde zu einer Inthronisation eines Mächtigen auf der Höhe seines Einflusses, auf der ihm eine jubelnde Menschenmasse empfing, als er aus dem Gerichtsgebäude trat, in dem er seinen Eid geleistet hatte. Nun schien er am Ziel all seiner Träume angelangt zu sein, denn er konnte tagsüber die Geschicke der Menschen im Gericht bestimmen und seine Gegner ohne große Gefahr, mit dem Recht um Rücken, beseitigen, die er sich zuweilen mit seinen Anweisungen in der Nacht schaffte. Sein System der Kontrolle war ein doppelbödiges: Fiel man durch den ersten Boden, konnten die Gerichte, die der neu gewählte Magistrat von Rechts wegen vorstand, den Fallenden abfangen und nicht selten kam es vor, dass der Gerichtssaal zum Possentheater umgestaltet wurde, wenn der Magistrat einen Verbrecher zum Schein verurteilte, um diesen dann in der Nacht aus dem Gefängnis befreien zu lassen und ihn mit einem gesegneten Reichtum ins Exil zu schicken. Doch der Magistrat wollte seine Macht nicht nur erhalten, sondern beständig ausbauen, sodass er dazu überging, nach und nach den Menschen der Stadt das Wenige zum Leben zu nehmen, seine starre, kalte Hand packte die Menschen am Hals und drückte zu. Viele Menschen hungerten sich zu Tode, die Handelsbeziehungen litten immer stärker unter der Tyrannei, und aufgrund dieser Verkettung verschärfte der Magistrat weiter die Gesetze, sodass es nicht wenige gab, die die Flucht aus der Stadt wagen wollten, doch die vereinzelt Wagemutigen, die es außerhalb der Stadtgrenzen schafften, fanden die Menschen alsbald verstümmelt in den Seitengräben der Wege.

## Kapitel 12

Welchem niederträchtigen Mann hatte ich das Leben gerettet?, fragte ich mich, als meine Retterin ihre Geschichte des Magistraten unterbrach, um sich etwas zu trinken für ihre trockene Kehle zu holen. Warum hatte ich nicht auf meine Mitstreiter gehört und sein Leben enden lassen, dort auf dem Plateau, unter dem Überhang des Berges, wenn er ein derart schlechter Mensch war? Aber wenn er doch im Herzen ein abgrundtief böser Mann war, warum stieß meine Retterin solch begeisternde Worte hervor, als sie von mir vernahm, dass ich den Magistraten gerettet hatte? Vermutete sie in mir einen Spion, der vorgab, ein naiver Mann von außerhalb der Stadt zu sein? Worin lag das Geheimnis, dessen Bedeutung mir bisher noch nicht aufgehen wollte? Doch meine Gesprächspartnerin hüllte sich zunächst in Schweigen, anstatt die Geschichte weiterzuerzählen, denn dort musste noch etwas kommen! Oder nicht? Wie würdest du dich entscheiden, wenn sie dir jetzt sagen würde, dass der Magistrat als nächstes fortritt und überfallen wurde? Würdest du wirklich die Entschlossenheit besitzen, einem Mann dienen zu wollen, der derart schlecht mit den Menschen in seiner Umgebung umgeht? Das würde auf jeden Fall die Gefangennahme meines Mitstreiters durch die Wachen erklären, die glauben mussten, dass sie nur mit Drohgewalt den Magistraten befreien können. Ich sah mich in einer verzweiferten Lage; einerseits hoffte ich auf ein gutes Ende der Geschichte, andererseits fürchtete ich mich jedoch vor ihren Worten, sodass ich zunächst selber schwieg. »Die Eltern des Magistraten«, versetzte sie mir langsam, nach einer Weile des Schweigens, »mussten die Stadt verlassen und keiner weiß, ob sie überhaupt noch am Leben sind. Niemand in ihrer ehemaligen Nachbarschaft weiß um ihren Verbleib, eines Morgens, kurz nachdem der Magistrat von dem Mann erfuhr, dessen Gunst er erworben hatte, waren sie einfach verschwunden, denn es geht das Gerücht um, dass sich der Magistrat von dem Makel der niederen Geburt befreien wollte, um noch vor dem Tod des Alten dessen Sohn werden zu können. Die Nachbarn seiner wahren Eltern erzählten, dass sie diese abends noch vor dem Hause gesehen hatten, sodass sie wohl mitten in der grausigen Nacht die Stadt verlassen mussten; ob tot oder lebendig, das weiß vielleicht allein der Magistrat.« – »Wie kann man seine Eltern zur Flucht oder gar zum Tode verurteilen«, fragte ich mehr in den Raum hinein als meine Gesprächspartnerin, »wenn man doch bereits alles bekommen hat, was man wollte: Macht, Einfluss, Reichtum und Zugang zu den wichtigsten Familien der Stadt?« – »Wahrscheinlich musste er sich adoptieren lassen, damit er eines der Magistratenämter übernehmen kann, denn dafür muss man zwingend aus einer der Familien kommen, sonst kann man so mächtig sein, wie man will, es hilft alles nichts.« – »Und da sein neuer Oheim im Sterben lag, musste alles in einer Nacht- und Nebelaktion vonstattengehen, damit niemand einen Verdacht gegen ihn vorbringen könne, da er sich zu dieser Zeit noch nicht um eine Magistratenstelle beworben hatte?!« – »So wird es wohl gewesen sein«, gab sie mir zurück und fuhr in der Geschichte weiter fort. »Soweit ich mich an die folgende Zeit nach

dem Ergreifen des Magistrats erinnern kann, waren dies die zwei dunkelsten Jahre der letzten Stadtgeschichten, niemand wollte sich der Gefahr ausgesetzt sehen, von einem anderen für etwas verraten zu werden, was entweder niemals geschehen oder zumindest anders abgelaufen war. Somit beäugte jeder den anderen und vermutete einen Gegner selbst dort, wo früher die besten Freundschaften gepflegt worden waren. Es entstand ein eisiges Gefühl in den Herzen der Menschen, die sich urplötzlich zu schade für jedwede Hilfe waren, ob es für einen Freund oder für einen netten Nachbarn war, jeder war mithin auf sich allein gestellt. In den Straßen herrschte im regen Treiben eine düstere Stille, denn niemand wollte es wagen, das Falsche im falschen Moment von sich zu geben, und selbst die Glocken der Kirchen schienen nicht mehr so häufig zu erklingen wie zuvor. Ich möchte mir kaum ausmalen, was aus dieser Stadt und ihren Menschen geworden wäre, wenn es nicht die Frau gegeben hätte, die in den umstürzenden Ereignissen zutage trat und die dem Magistraten das erste Mal das Leben rettete.« – »Welche Frau?«, unterbrach ich meine Erzählerin voller brennender Neugier, »und von welcher Rettung sprichst du?« – »Du warst nicht der erste, der dem Magistraten das Leben rettete, denn er hatte es sich zur Angewohnheit werden lassen, jeden zweiten Tag durch einen anderen Teil der Stadt zu reiten, um einerseits seine allmächtige Präsenz zu zeigen, andererseits, um die Ordnung und Kontrolle der Stadtgebiete in Augenschein zu nehmen. Ein Trupp seiner allerbesten Soldaten begleitete ihn, und niemand wäre auf die Idee gekommen, diese stahlharten Männer anzugreifen, geschweige denn, sich ihnen in den Weg zu stellen. Doch an diesem einen Morgen sollte nicht ein Mensch, sondern das Schicksal in den Lauf der Stadtgeschehnisse eingreifen. Der Magistrat befand sich auf dem Weg durch ein am Rand der Stadt liegendes Viertel in der Stadt, dort, wo die weniger Habenden leben, als er sich ohne Vorwarnung an die linke Brustseite fasste und blutleer zusammenbrach. Die Soldaten um ihn herum, die jederzeit mit einem Angriff von außen gerechnet hatten, waren wie paralysiert und wussten im ersten Moment keine Abhilfe zu leisten, als eine Frau aus einem der angrenzenden Häuser trat, sich durch die Phalanx der Wachen quetschte und versuchte, mit aller ihr zur Verfügung stehenden Macht dem Magistraten das Leben zu erhalten. Zwei Tage verbrachte der sonst so eisenharte Mann, der von seiner eigenen körperlichen Schwäche gefällt worden war, in dem Haus der Frau, wo er zu jeder Zeit von mindestens acht Soldaten bewacht wurde, während die anderen die Straße vor einem Angriff sicherten. Trotz aller Vorsicht und Geheimhaltung wussten bald alle in der Stadt, dass der Magistrat auf dem Sterbebett zu liegen schien und jeden Arzt verweigerte, woraus wir die Hoffnung sogen, dass er bald sterben würde. Wir gingen sogar in die Kirche und beteten für seinen Tod, hofften auf die Befreiung von der tyrannischen Fessel, die uns Menschen umschlossen hielt, doch jene Frau, die ihm auf offener Straße geholfen hatte, vollbrachte das Wunder und rettete sein Leben. Als sich dann die Nachricht verbreitete, dass der Magistrat überlebt hatte, mussten wir jubelnd und freudestrahlend durch die Gassen laufen,

obwohl es uns nach Weinen zumute war.« – »Ich kann es mir kaum vorstellen, unter einem derartigen Druck leben zu müssen. und Tag für Tag darum zu bitten, dass der Magistrat doch wohl bald sterben möge. Die Freude wäre wohl riesengroß gewesen, wenn er an diesem Ort in den Außenbezirken der Stadt seinen Tod gefunden hätte, vermute ich.« – »Zunächst glaubten dies viele in der Stadt«, stimmte sie mir zu, »doch es gab auch warnende Stimmen, die voraussahen, dass es bei seinem Tode zu erneuten Kämpfen zwischen den verfeindeten Parteien der Stadt gekommen wäre, mit einem unsicheren Ausgang, der natürlich besser, aber auch noch übler für uns Bürger sein konnte. Im Nachhinein ist man stets schlauer, sagt der Volksmund, und ich kann nur sagen: es ist gut, dass der Magistrat überlebt hat, für uns Menschen, aber auch für die gesamte Entwicklung der Stadt, deren oberen Häupter sich im Anschluss an die Vorfälle wieder beruhigt hatten, und obwohl ich diese Entwicklung freudig bejahe, frage ich mich dennoch, was zwischen der Frau und dem Magistraten in den zwei Tagen vorgefallen ist, denn er kam nach den wenigen Tagen als völlig veränderter Mensch zurück. Als er aus der Türe des Hauses trat, auf Krücken und von Soldaten gestützt, duckten sich alle Schaulustigen, die sich dorthin verirrt hatten, doch der Magistrat rief alle Kinder zu sich und gab ihnen den Auftrag, sie sollten überall in der Stadt eine Nachricht vom Magistraten verbreiten, dass sich die Menschen der Stadt am Abend auf dem großen Feld vor der Stadtmauer versammeln sollen. Wir wunderten uns über diese unerwartete Aufforderung, gingen aber natürlich aus Angst vor Bestrafungen dorthin, obwohl niemand wirklich erahnen konnte, was sich der Magistrat jetzt wieder als Strafe ausgedacht hatte. Wir waren nahezu alle auf dem Feld versammelt und die Menge schien kein Ende zu nehmen, gleich wohin ich auch blickte, und als der Magistrat auf die schnell zusammengezimmerte Bühne trat, mussten die Vornestehenden die Sätze weitersagen, damit letztendlich alle den Inhalt seiner Rede verstanden. Der Magistrat erzählte uns von den letzten beiden Tagen nur, dass er viel mit der Frau in dem Haus gesprochen habe, wo er auf den Tod wartete, der nicht eintraf, und wie er erkannte, dass er nicht nur die letzten Jahre als Magistrat falsch gehandelt hätte, sondern bereits sein gesamtes Leben. Obwohl er der größte Falschredner seit Anbeginn der Stadt zu sein schien, glaubten wir seinen Worten, als er uns versprach, ab diesem Tage seine gesamte Macht und Lebensenergie für und nicht gegen das Volk einzusetzen, damit das Übel, das er angerichtet hatte, um ein Vielfaches wiedergutmacht werden würde. Schnell entspannte sich die Lage unter den Menschen, und kaum ein halbes Jahr nach dieser Rede war unter den Stadtbewohnern nichts mehr was von dem Druck zu spüren, der die menschlichen Beziehungen belastet und zuweilen zerrissen hatte. Das Leben kehrte zurück in die Straßen und Häuser, Vertrauen und gegenseitige Hilfestellungen wurden wieder zur Basis einer glücklichen Gemeinschaft, und wir begannen, eine enorme Wärme und tiefes Vertrauen dem Magistraten entgegenzubringen, dessen völlig verändertes Wesen aufgrund seiner Demut und Bescheidenheit keinerlei Lob für seine Taten annahm. Er wusste um seine Fehltaten und sprach

stets davon, dass es bis zu seinem Lebensabend dauern würde, ehe er das Recht zurückerhalte, von den Menschen als großzügiger und gerechter Verwalter der Stadtangelegenheiten gefeiert zu werden. Dankend lehnte er jede Auszeichnung und Ehrerbietung ab und wurde nicht selten selbst zu jemanden, der einen anderen Menschen für eine besondere Tat auszeichnete.« – »Es beruhigt mich, dass ich einem Menschen das Leben gerettet habe, der es scheinbar verdient hat, denn ich hätte mich in Grund und Boden geschämt, wenn ich einem Monster die Hand gereicht hätte, während er mit einem Bein bereits im Grabe stand. Was geschah eigentlich mit dieser Frau, die den Magistraten nicht nur das Leben erhielt, sondern ihn auch auf den richtigen Weg zurückführte?«, wollte ich von ihr wissen und hoffte ein wenig darauf, diese Frau einmal kennenzulernen. Zunächst schwieg meine Gesprächspartnerin, doch nach einigen Momenten sprach sie mit einer mysteriös angehauchten Stimme. – »Es ranken sich viele Gerüchte um diese Frau«, begann sie langsam, »und das einzig Sichere ist, dass sie niemand nach der gestellten Hilfeleistung jemals wiedergesehen hat. Die einen vermuten, dass es diese Frau niemals gegeben hatte, während andere davon sprechen, dass sie ein Engel war, der auf die Erde niederkam, um dem Magistraten den rechten Weg zurück ins Leben zu weisen. Dritte glauben, dass der Magistrat sie haben wegsperren oder gar umbringen lassen, da sie Geheimnisse von ihm wusste, die niemand anders wissen darf, doch diese Möglichkeit halte ich in Anbetracht der weiteren Entwicklungen für widersinnig.« – »Und zu welcher Meinung tendierst du am ehesten?«, fragte ich sie und konnte mich selbst nicht entscheiden, was davon glaubwürdig schien und was eher einer blühenden Phantasie entsprach. – »Ich glaube fest daran, dass sie aus der Stadt gegangen ist, um sich vor jedem Zugriff zu schützen, sei es überschäumende Dankbarkeit oder tiefste Niedertracht, sollte der Magistrat von seinem neuen Weg erneut abkommen und wieder zum alten Monster werden. Trotz seiner Verwandlung hat er nicht nur Freunde in der Stadt, und vielleicht gibt es den einen oder anderen Neider, der sich an der Frau rächen wollte, sodass sie entschied, klammheimlich und ungesehen aus der Stadt zu verschwinden. Auf jeden Fall ist sie fort und wird wahrscheinlich auch nie wiederkehren, doch sie wird stets einen guten Platz in den Herzen der Menschen haben, denn sie vermochte es, das verbrämte Herz eines Magistraten zu verändern, der über mehr Macht verfügte als jeder andere in dieser Stadt. Zugleich muss jedoch erwähnt werden, dass all diese Macht niemals ausreichte, um die eigenen Gefühle außer Kraft zu setzen, die letztendlich die Veränderung in den Ansichten des Magistraten ermöglichten.« Meine Retterin und Fürsorgerin beendete ihre Erzählung vom Leben des Magistraten, in das sie Gedanken dritter, aber auch eigene hineinverwoben hatte, sodass mir eine stimmige und nachvollziehbare Lebensgeschichte vor Augen schwebte. Dennoch gaben mir vor allem die Ungereimtheiten der Erzählung Rätsel auf, vor allem die Geschichte mit der Frau, die diese Veränderung im Wesen des Magistraten ausgelöst zu haben schien, aber auch die Geschichte seiner Eltern und deren mysteriösen Verschwinden. Welche Macht musste die heilsame Frau wohl

besessen haben, um einen anderen Menschen vollends zu verwandeln? Denn es war eine Verwandlung, nichts weiter, aber auch nichts weniger, die Frage schien allein, mit welchen Mitteln es ihr gelang, eine Überzeugung in den Gedanken des Magistraten zu erschaffen, die wichtiger erschien als das alte Denken? Wie gerne hätte ich diese Frau kennen gelernt, denn sie hätte mir mit großer Gewissheit auch bei meinem Weg helfen können, welchen ich mittlerweile in bruchstückhaften Bildfetzen vor mir ausgebreitet sah. Doch auf der anderen Seite war weiterhin die Frage offen, ob ich mich, also mein ureigenstes Wesen, näher betrachten wollte, denn es war ja nicht ausgeschlossen, dass ich letzten Endes ein brodelnder Vulkan war, der nur die gesellschaftliche Gelegenheit brauchte, um auszubrechen, dem Magistraten gleich, als er die allumfassende Macht des Alten verliehen bekam. Will man sich kennenlernen, wie man in seinem innersten Wesen ist und gibt es diesen Kern überhaupt oder ist alles von der Gesellschaft und dem sozialen Umfeld bestimmt? Was würde mir in diesem Falle drohen, wenn die städtische Gemeinschaft wahrhaftig so schlecht war, wie ich es in meinen Erinnerungen verhaftet hatte?

## Kapitel 13

»Nachdem ich dir jetzt die Geschichte des Magistraten erzählt habe, wie du es dir gewünscht hast«, sagte sie und riss mich aus meinen zweifelnden Gedanken ohne Antwort heraus, »werde ich dich jetzt zu seinem Anwesen führen, doch es gibt eine Bedingung, die ich an dich stellen werde.« – »Welche wird das sein?«, wollte ich wissen und spürte, dass meine Anwesenheit und mein Wunsch etwas in ihr hervorgebracht hatte, das besser verschlossen geblieben wäre. – »Ich werde dich bis zur Pforte des Hauses bringen, aber keinen Schritt weiter gehen; dort werden sich unsere Wege trennen, und indem du in das Haus eintrittst, werden wir uns zwei niemals wieder begegnen. Versprich mir bitte, dass du nicht zu mir zurückkehrst, denn ich befürchte, ich würde deinen Anblick und die gesamte Auswirkung dieser Entwicklung nicht verkraften.« Sie schien auf meine Antwort zu warten, die ich ihr natürlich nicht verweigern konnte, doch ehe ich antworten konnte, fuhr sie selber fort: »Du hast dich mit deiner Entscheidung, dem Ruf des Magistraten zu folgen, aus den Bergen und deiner ehemaligen Welt verabschiedet und bist das Wagnis eingegangen, dich auf die Suche nach deinem Ich zu begeben, dass du wahrscheinlich glaubst, verloren zu haben. Ich hingegen habe meines erst nach dem Tode meiner Familie gefunden und ich hoffe, dass mir dieses Wenige niemand nehmen wird. Daher kann und will ich nicht weiter als bis zur Pforte des Magistratenhauses gehen, denn ich weiß darum, dass ich mich dahinter erneut verlieren könnte. Versprichst du es mir, dass wir uns nie wiedersehen werden?« – »Ich verspreche es dir«, presste ich zwischen meine Lippen hindurch und wünschte mir jedes einzelne Wort ungesagt, doch es war ihr Wunsch und sie hatte mir vor dem vollständigen Verlust meiner Selbst bewahrt, sodass ich ihr niemals etwas von derartiger Wichtigkeit abschlagen konnte. – »Der Magistrat ist zu einem guten

Menschen geworden und hat viel für diese Stadt getan, doch seit deiner Ankunft standest du den Menschen zu offenherzig gegenüber und solltest daher stets darauf bedacht sein, dich nicht zu vertrauensselig zu zeigen, auch nicht demjenigen gegenüber, den du gerettet hast. Daher rate ich dir, dass du nur soweit gehen solltest, wie es dein Gewissen zulässt, und dass du das Gute in deiner Handlung niemals aus den Augen verlierst, obwohl es Situationen geben wird, in denen du genau daran zweifeln wirst. Kämpfe stets mit offenem Visier und du wirst deinen Weg finden, vielleicht auf Umwegen, aber ganz bestimmt mit Würde und nicht zu Lasten deines Gewissens.« Ich wollte ihr danken, doch es fehlten mir die Worte, zudem war ich überzeugt, dass sie meine Gefühle besser einordnen konnte, als ich es selbst vermochte. »Wir sollten uns auf den Weg machen«, sagte sie in die raumfüllende Stille hinein, »denn es sind einige Straßen, ehe wir in dem Viertel sind, in dem der Magistrat sein Anwesen hat.« Hier stand ich nun also am Scheideweg meines Lebens, denn ich wusste, dass der zurückliegende Weg genauso lang war wie der vor mir liegende, sodass die nächste Entscheidung die wichtigste meines Lebens darstellen würde, doch ohne das Gefühl, eine schlechte Wahl getroffen zu haben, stand ich auf und trat mit meiner Begleiterin aus dem Haus, in die mittägliche Ruhe des Platzes, in dessen Ecken das geschäftige Leben jedoch weiterging. – »Ich weiß, dass es jetzt wahrscheinlich der falsche Zeitpunkt ist«, sagte ich in einem leisen Flüsterton und begann mich bereits in diesem Augenblick zu schämen, doch ich musste jenes Gefühl zum Ausdruck bringen, das ich in mir trug, »aber um den Kreis meiner Bekanntschaft zu dir, die mit dem heutigen Tage enden soll, zu schließen, möchte ich die Kirche, mit deren Geschichte alles begann, von innen sehen, um nicht später einmal mein Versprechen brechen zu müssen.« – »Wenn es dir wichtig ist, dass sich Kreise schließen, anstatt ineinander überzugehen, damit ein kräftiges Band entsteht, können wir gerne hineingehen, doch es sollte nicht allzu lange dauern!« Wir drehten uns von der Straße ab, der wir folgen wollten und gingen in Richtung Kirche, die im Schatten lag und Geheimnisse zu bergen schien, denn allein die vielfältigen Schnitzereien, Figuren und Verzierungen zeigten einen überbordenden Reichtum an menschlicher Kreativität und Schaffenskraft, und ich nahm mir die Zeit, die Ausarbeitung vieler dieser Figuren zu betrachten, die oftmals ein getreues, doch zuweilen auch ein idealisiertes Bild von Menschen in verschiedenen Stationen ihres Lebens zeigten. Die Durchdachtheit der Gesamtkomposition ließ in mir den Eindruck entstehen, welche Schaffenskraft Menschen innewohnt, wenn sie mit vollem Eifer einer Sache nachgehen, bei der viele Hände zur Realisation benötigt wurden. Ich hatte in meinem Leben noch nicht sehr viele Kirchen gesehen und hatte bisher auch kaum den Drang verspürt, von selbst eine aufzusuchen, doch jene an diesem Platz versprühte eine Anziehungskraft, die meine Neugier anstachelte. Langsam ließ ich meine Finger über die in das Holz gearbeiteten und mit Gold ausgemalten Figuren der solide wirkenden Holzpforte gleiten, ehe ich mir und der Türe einen Ruck gab und in das Dunkle des Einganges eintrat. Zunächst schien ich erblindet und mein Auge konnte

keine Einzelheiten erfassen, vielmehr verschwamm alles zu einer Melange aus rituellen Gerüchen und Geräuschen. Nach und nach gelang es mir, mehr zu erkennen; in weiter Ferne strahlten in luftiger Höhe die frühnachmittäglichen Sonnenstrahlen durch die farbigen Fenster und tauchten den Altarraum vor mir in ein Wechselspiel mystischer Farben. Wie gebannt blieb ich ehrfürchtig stehen und starrte auf die Ausschmückungen innerhalb der Kirche und suchte mir die Geschichten um die dargestellten Ereignisse zusammen, deren Bedeutung ich nicht kannte. Wahrscheinlich hätte ich mich eine lange Zeit nicht gerührt, wenn mich nicht meine Begleiterin am Arm weiter in den Kirchenraum hineingezogen hätte; taumelnd vor Überwältigung stolperte ich den Gang zwischen den hölzernen Bänken entlang, die mich zu beiden Seiten zur Andacht einluden. Wir gingen jedoch an beinahe allen vorbei, in denen hin und wieder eine vereinzelt Person saß oder betend kniete, und setzten uns in die sechste oder siebte Reihe von vorne. Mein Blick war gefangen von der unglaublichen Fülle an Kunst und Ikonen; ich betrachtete gebannt die übergroßen Figuren an den Seitenwänden und hatte mich derart in meine eigene Welt zurückgezogen, dass ich die Außenwelt für einen langen Moment vollständig vergaß. Dann erblickte ich das Knien meiner Begleiterin, die wahrscheinlich für die verstorbenen Familienmitglieder betete, und ich versuchte es selbst einmal, ahmte ihre Haltung nach und wusste sogleich, worin der Unterschied zwischen dem Beten der Stadtmenschen und dem der Hirten bestand, obwohl beide trotz der weniger rituellen Strenge auf Seiten der Landbewohner höchstwahrscheinlich um das Gleiche baten, denn ich fragte mich in diesem Moment, ob das Ritual wirklich derart wichtig war, da jedwedem bittende und dankbare Herz erhört würde. Ich wollte mich an diesem Tage nicht allzu sehr mit diesen Fragen beschäftigen, sondern schob sie beiseite und suchte in dem Innenraum nach weiteren Entdeckungen, die beinahe in jeder Nische zu finden waren, doch ich fragte mich, inwieweit sich meine Vorstellungen mit den wahren Hintergründen der dargestellten Ereignisse deckten, aber auch, ob dies nicht gleichgültig erscheint, solange man seiner eigenen Gefühle sicher sein konnte. Auch diese Frage blieb ohne Entscheidung, denn meine Aufmerksamkeit wurde von einer Frau vereinnahmt, die sich von Reihe zu Reihe vorkämpfte und trotz ihres hohen Alters neben jeder Reihe einen tiefen Knicks machte, solange, bis sie in der vordersten Reihe angekommen war. Dort ließ sie sich beinahe kraftlos auf die Knie fallen und versank bewegungslos in eine andächtige Stelle, so sehr, dass ich die Befürchtung hatte, sie sei in dieser Position des tiefen Versinkens verstorben, doch dann bewegte sie sich, setzte sich auf die Bank zurück und blieb demütig und den Kopf gesenkt sitzen. Ihre gesamte Starrheit schien nur noch von der Festigkeit ihres Glaubens übertroffen zu sein und obwohl ihr Körper sie mit allen erdenklichen Schmerzen gefoltert zu haben schien, erduldet sie die Marter mit stoischer Ruhe und wirkte in ihrer Gesetztheit erhabener und würdevoller als alle anderen Menschen, denen ich bis zu diesem Zeitpunkt begegnet bin. Diese Willenskraft der alten Frau, Schmerzen und Leid zu ertragen, um an das gewünschte Ziel zu

kommen, war mir stets ein Sinnbild in Momenten, in denen ich aufgeben wollte, doch mit dem Wissen, dass bereits andere vor dir viel mehr erleiden mussten, ging es mir besser und ich konnte mit neuem Mut weiterkämpfen.

## Kapitel 14

Die Sonne blendete meine Augen, als wir aus dem mystisch dunklen Raum in das gleißende Licht traten, das die Sonne auf den Platz warf. Es brauchte einige Momente, ehe ich die Umrisse des Platzes und die angrenzenden Häuser erkennen konnte; es war wie das Erwachen aus einem unbestimmten Traum, von dem allein das allumfassende Gefühl, aber keine der Bilderfetzen zurückgeblieben waren. Ich ließ mich weiterhin von meiner Begleiterin führen, die mich am Arm haltend in den Schatten der den Platz umrandenden Häuser brachte, und ich erkannte, dass der vormals stille Platz im nachmittäglichen Schaffen erneut zum Leben erwacht war, und wir bahnten uns einen Weg durch die Masse an Menschen, die die angrenzenden Straßen füllten. Meine innere Ruhe, die sich wie ein Wohlgefühl in der Kirche ausgebreitet hatte, verschwand augenblicklich, und die Hektik der Straße hielt Einzug in meinen Körper, sodass ich nervös von einem Menschen zum anderen blickte, ohne jedoch selbst angeblickt zu werden. Ich bemerkte des Öfteren den Stoß eines Ellenbogens in meine Seite und fühlte mich an meine ersten Momente zurückerinnert, als ich am Vortag in die Stadt kam und nur mit Mühe und Not in eine Seitengasse flüchten konnte. Zunächst entschuldigte ich mich bei jedem Rempler meinerseits, doch schon bald erkannte ich, dass meine Worte keinen Empfänger kannten, niemand schien sich an den Knüffen, die sie von allen Seiten einstecken mussten, zu stören. Ich musste mit meinem gesamten Körper gegen die Masse ankämpfen, um nicht von meiner Begleiterin getrennt zu werden, die in einem wendigen und Platz suchenden Stil jedwede sich bietende Lücke ausnutzte, die sich oftmals vor mir schloss, ehe ich mit ihr hindurch schlüpfen konnte. Nach einer gefühlten Ewigkeit in diesem Hexenkessel bogen wir dann irgendwann von der belebten Hauptstraße in eine schmale Seitengasse ab und dort gelang es mir das erste Mal seit dem Heraustreten aus der Kirche frei durchzuatmen. »Wie kann man nur unter so vielen Menschen leben, die sich gegenseitig den Raum zum Leben nehmen?«, wollte ich von ihr wissen. – »An die Massen gewöhnst du dich und auch an die Techniken, um sie von dir fernzuhalten, doch das Entscheidende ist, dass du dich von der Vorstellung trennst, dir würde eine weite Ebene offenstehen, auf der du bedenkenlos in alle Richtungen wandern kannst. Dies ist eine Stadt und hier leben viele Menschen auf engem und eingegrenztem Raum, doch letzten Endes ist es die Geborgenheit und Zugehörigkeit, weswegen Menschen sich auch auf solch bedrängtem Raum glücklich zu fühlen vermögen. Nach einigen Jahren in der Stadt wirst du keine Menschen mehr sehen, wenn du durch die Straßen ziehst, allenfalls die Lücken, die sie dir lassen, um hineinzuschlüpfen. Komm, wir müssen weiter!«, forderte sie mich auf und wir machten uns wieder

auf den Weg, doch die Fragen nach dem Sinn meiner Reise an einen Ort, den ich unausstehlich und beengend empfand, beschäftigten mich erneut. Was wollte ich unter all diesen Menschen, von denen ich nur einen minimalen Bruchteil jemals kennen würde? Was trieb mich dazu, die überwältigende und wunderschön wirkende Bergwelt hinter mir zu lassen, um in diesem Moloch aus Lärm, zuweilen stinkenden Gerüchen und Menschen zu leben? Auf dem Berg, unter dem Baum, wo ich mich nach der Wanderung in den Schatten legte, um den Schafen beim Grasenzuzusehen, hatte ich die Zeit, mir über die anstehenden Fragen Gedanken zu machen, selbst wenn es mehrere Tage dauerte, ehe ich eine Entscheidung fällen konnte, doch hier, in dieser kleinen Seitenstraße, blieb mir nicht einmal dieser Moment zum Überlegen, da nahm meine Begleiterin meinen Arm und führte mich weiter in das pochende und wabernde Herz dieser Menschengesiedlung. Ich hatte mich ganz ihrer Führung überlassen, kaum fähig, einen klaren Gedanken, geschweige denn eine feststehende Entscheidung zu fassen, blickte an den seitlich einfallenden Gebäuden hoch und fragte mich, welcher Menschenschlag sich wohl in diesen Häusern wohl fühlen könnte. Wir gingen weiter, ich sah Menschen, die ihre Arbeit in kleinen Handwerksläden verrichteten und musste feststellen, dass ich vor allem eines unter all diesen menschlichen Gestalten vermisste: Es war das einfache, selbstverständliche Lachen, jenes Gefühl der Befreiung, wenn in diesem Moment nichts wichtiger erscheint als der Reiz, sich dem Glück hinzugeben. Niemand schien in dieser Stadt zu lachen, auch hatte ich bisher nur wenige Menschen lächeln sehen und jene taten es auch eher aus Höflichkeit als aus Freude. Wie können die Menschen in einer derartigen Atmosphäre behaupten, sie seien glücklich, insbesondere nachdem meine Begleitung mir erzählt hatte, dass die Stimmung seit der Verwandlung des Magistraten eine ausgelassene sei? Welche Art des Glücks schienen die Menschen in der Stadt zu empfinden?, fragte ich mich und mir war sogleich bewusst, dass es scheinbar ein anderes sein musste als jenes, das man nach getanem Tagewerk als Hirte verspürte. Würde ich eines Tages diese Art des Glücks erleben können, wenn ich mich dazu entscheide, fortan in der Stadt zu leben und zu arbeiten? »Bleib stehen«, gemahnte sie mir in einem gestrengen Tonfall, der mich an den befehlenden meines Vaters erinnerte, wenn er wütend auf mich war und mit aller elterlichen Macht erreichen wollte, dass ich etwas nach seinen Wünschen erledige. »Es ist jetzt vielleicht der falsche Zeitpunkt, dir das zu sagen, aber besser jetzt als nie!«, fuhr sie weiterhin streng fort, und ich machte mich auf das Schlimmste gefasst. »Du darfst Stadtmenschen wie mir nach einer so kurzen Zeit der Bekanntschaft nicht blindlings vertrauen. Wer weiß, wohin ich dich hätte führen können, ehe du gemerkt hättest, dass du in eine Falle geraten bist? Was würdest du jetzt machen, wenn ich dich hier, im Nirgendwo der Stadt, zurücklassen würde und einfach davonliefe? Du darfst dich niemals, hörst du, niemals den Menschen grundlos anvertrauen, denn sei ehrlich, welchen Grund sollte es haben, dass wir uns von den großen Straßen verabschiedet haben, dorthin, wo uns niemand beobachten kann und dich

niemand vermissen würde?« – »Ich verstehe, was du meinst und verspreche dir, in Zukunft darauf zu achten, doch im Moment glaube ich, dass wir einfach nur eine Abkürzung nehmen, um schneller voranzukommen, nicht wahr?« – »Ja und Nein! Sicherlich ist es immer eine Abkürzung, die vollen Straßen zu verlassen, aber nur dann, wenn man sich auch in den kleinen, schmalen Gassen gut auskennt. Der wahre Grund, warum wir jedoch abgegangen sind, ist dieses Haus, vor dem wir jetzt stehen, dorthin wollte ich dich führen. Darin wohnt eine alte Freundin von mir und ich wollte sie um Rat fragen, ehe ich dich in dein wagemutiges Abenteuer entlasse. Sie ist sehr weise und bekommt eine Unmenge von Nachrichten aus allen Teilen der Stadt überbracht. Daher glaube ich, dass sie dir Antworten auf deine Fragen geben kann, zu denen ich nicht fähig bin, vielleicht sogar, warum der Magistrat ausgerechnet einen ungebildeten Hirten zu sich einlädt, anstatt ihn mit Geschenken zu überhäufen.« – »Er verschenkt keine materiellen Gegenstände oder Geld, hat er mir geschrieben, sondern bietet einem helfenden Menschen nur seine helfende Hand, das Beste aus dem eigenen Leben zu machen.« – »Und was ist das Beste, was du aus deinem Leben machen kannst?«, fragte sie mit einem spitzen Unterton. »Doch vielleicht kann sie dir diese Antwort geben, wer weiß, welche Fragen du zu stellen hast. Nun komm, wir wollen sie nicht allzu lange warten lassen«, forderte sie mich auf und ging voran, duckte sie unter dem niedrigen Eingang, sodass wir ein weiteres Mal in eine dunkle Höhle gingen, und dieses Mal hatte ich noch weniger Ahnung, was mich darin erwarten würde.

## Kapitel 15

Wie stellte ich mir diese weise, alte Freundin meiner Begleiterin vor, die mir mit ihren Ratschlägen selbst schon viele Antworten gegeben hatte? Wenn ich mich an die Weisen der ländlichen Dörfer zurückerinnere, dann kommen mir zumeist graubärtige Männer vor die Augen, die zurückgezogen in einem Dunst spiritueller Einsamkeit versuchen, das Wahrhaftige des Lebens zu erkennen, vor allem für Menschen, die danach suchen oder genügend bezahlen. Doch diese Frau, der ich gegenüber saß, war nach außen hin nur eine einfache, alte Frau, deren Leben sich in ihr Gesicht geschrieben hatte, ihre Hände mussten das gesamte Leben gearbeitet haben, und der Rücken hielt kaum noch die Last des Körpers aufrecht. Doch beim ersten Blick in ihre Augen spürte ich sofort den Unterschied zwischen einem Wahrsager, der sich als Scharlatan entpuppt und ihr, die nicht versucht, die Welt oder die menschliche Handlung vorherzusagen, sondern anhand den Vorgaben, die man ihr erzählte, den Suchenden eine Anleitung an die Hand zu geben, sozusagen eine Karte, die anzeigt, wie sie aus dem oftmals selbst geschaffenen Labyrinth wieder heraus gelangen können. Das Leben hatte sie gelehrt, und sie hatte sich am Leben gebildet, nicht auf eine wissenschaftliche oder literarische, nein, auf eine existentielle Art und Weise, indem sie stets mit Menschen zu tun hatte, deren Handlungsweise sie zu ergründen versucht hat. Unsere Unterhaltung begann mit dem

Summen eines wohlklingenden Tones, der mich ob der Gleichtönigkeit beruhigte, ich merkte, wie meine Nervosität verflog und ich mich zunehmend harmonischer fühlte. Ohne Ankündigung ließ sie dann den Ton verebben und sprach mit einer sonoren Stimme, dass ich zu ihr gekommen sei, um eine Antwort zu erfahren, die für mein Leben von außerordentlicher Wichtigkeit sei. »Doch sei dir stets bewusst«, fuhr sie fort, »dass diese Antwort nur einen Sinn ergibt, wenn du die richtige Frage stellst!« Ich spürte, wie die Anspannung in meinen Körper mit aller Macht zurück drang und mich daran erinnerte, dass ich diese entscheidende Frage niemals zuvor für mich selbst hatte formulieren können. Wie konnte ich sie dann hier und jetzt vortragen, wenn ich mir nicht einmal sicher war, ob es diese Frage überhaupt gab und in welchem Zusammenhang sie zu stellen war? Zunächst verstrichen einige Momente, in denen keiner von uns dreien sprach, doch nach einigen Minuten des Schweigens erhob die alte Frau erneut ihre Stimme: »Wenn du in deinem Kopf nach der entscheidenden Frage suchst, wirst du nicht fündig werden, das kann ich dir jetzt schon sagen, mein Junge! Suche an der Stelle, die dich und dein Leben in Wallung bringt, der Ort, der dafür verantwortlich ist, dass du dein sicheres Hirtenleben für eine Reise ins Unbekannte aufgibst, die dich veranlasste, dein Leben aufzugeben, um ein neues anzufangen: Suche in deinem Herzen!« Mit diesen Worten brachen in mir die aufgestauten Dämme und alle Gefühle rannen durch meinen Körper, breiteten sich ungehindert aus und ließen mich verwirrt und einsam zurück. Ich brauchte einige Momente, ehe ich mich erneut gesammelt hatte, doch zumindest wusste ich nun, an welcher Stelle ich nach der entscheidenden Frage zu suchen hatte und als mir »Wohin führt das alles?« einfiel, war ich mir sicher, sie gefunden zu haben, doch noch bevor ich sie aussprechen konnte, hob die alte Frau ihre rechte Hand zum Einhalt und sagte mir, dass es niemals die erste Frage sei, die einem Menschen einfiel, obwohl alle dies glauben würden. Erstaunt ließ ich diese Frage unausgesprochen zurück und kehrte zurück in mein Innerstes, ließ die letzten Wochen vor meinem geistigen Auge erscheinen, traf in meinen Gedanken Menschen wieder, die ich seit langem vergessen hatte, fand Erinnerungen, schöne und hässliche, die mit einer Farbgewalt hereinbrachen, als ob ich sie eben erst erleben würde, und verlor über diese breit gefächerten Erinnerungsfetzen das Verwundertsein. Ohne erkennliche Vorzeichen brach dann urplötzlich die eine Frage, die ich stellen wollte, über mich herein, und als ich die Augen öffnete, um sie auf die alte Frau zu richten, vernahm ich ihr wohliges Summen, das mein Innerstes erneut ins Gleichgewicht rückte. Als wir aus dem Dunkel der zeremoniellen Räumlichkeiten in den Schatten und die Kühle der Gasse traten, zeigte sich mir die Welt in anderen Farbschattierungen. Nicht, dass ich bisher alles aus einem falschen Blickwinkel gesehen hätte, nein, ich schien jetzt zu wissen, dass ich stets die Fragen hinter dem Ganzen stellen und die Antworten darauf suchen musste. Mein Auge nahm weiterhin meine Umwelt in derselben Ausgestaltung wahr, doch schien es mir, als ob die Dinge in meinem Kopf anders anordnen würden, ganz so, als ob sie sich von selbst in die Reihe bringen, ohne mein Zutun.

Dennoch war ich erleichtert, als mich meine Begleiterin an der Hand fasste, um mich mitzuziehen, da sie sich denken konnte, wie verwirrend diese neuen Eindrücke auf mich wirken mussten. Die Sonne bewegte sich bereits auf den Horizont zu, als wir zum Haus des Magistraten gelangten, und ich wunderte mich kaum, dass es ein wenig abseits der anderen Häuser in einem großen Garten stand, denn ein mächtiger Mann mit dem sorgenvollen Blick auf seine Feinde müsse genügend abgesichert sein, obgleich er sich gewiss in der heutigen Zeit ein Anwesen ausgesucht hätte, das angemessener wäre. Den gesamten Weg von der alten Frau bis hierher schien ich wie in Trance gewandelt zu sein, denn mit dem Blick auf die Eingangspforte wurden mir mehrere Dinge zugleich bewusst; auf der einen Seite würde ich alsbald vor dem Magistraten stehen und mich damit endgültig von meinem vormaligen Leben verabschieden, auf der anderen Seite würde ich einen Abschied auf Lebenszeit von meiner Begleiterin nehmen müssen, und ich suchte angestrengt nach einem bedeutungsvollen Abschiedsgruß, der ihrem Sorgengefühl für mich würdig war, doch nur ein aus meinem Herzen kommendes Danke drang mir über die Lippen, bevor wir uns in den Armen lagen und sie mir alles Gute für mein weiteres Leben wünschte. Da alles zwischen uns beiden abgemacht war und ich um ihr unbekümmertes und zielstrebiges Weiterleben wusste, konnte ich sie sorgenfrei ziehen lassen. Als sie, ohne sich ein letztes Mal umzudrehen, in einer Seitengasse verschwand, wandte ich meinen Kopf zurück zur Pforte, sah, dass ich mit einem Schritt bereits unter dem einladenden Rundbogen stand und wusste, dass dies vielleicht die letzte Gelegenheit sein würde, einen möglichen Fehler in meinem Leben zu verhindern, doch ich nahm meinen gesamten Mut zusammen und schritt durch den Bogen. Was hatte die alte Frau mir als Rat mit auf den Weg gegeben? Blicke erst dann zurück, wenn du weißt, was das Ziel deiner Reise ist und wenn du erkannt hast, auf welchen Wegen du dorthin gelangst! Ich setzte einen Schritt vor den anderen und ging den mit Schotter ausgelegten Weg entlang auf das Herrenhaus zu, dessen Grünflächen in dieser farblosen Stadtwelt wie die sanften Weiten der Berglandschaft anmuteten. Unter scheinbar zitternden Pappeln hindurch bahnte ich mir meinen Weg zu dem freistehenden, mit Ranken umgarnten Haus, erstieg voller Ehrfurcht die wenigen Treppenstufen und musterte für den Augenblick jede Einzelheit. Langsam und stets darauf gefasst, dass die Pforte unerwartet aufgerissen wurde, hob ich meinen Arm, umfasste den goldenen Klopfer, atmete tief durch und gab mir und dem Klopfer einen letzten Ruck; bei dessen Auftreffen auf dem fein gearbeiteten Holz entlud sich die aufgestaute Spannung in einem wohlklingenden Geräusch. Einen Schritt zurücktretend wartete ich auf eine Reaktion von innen und vernahm herannahende Schritte; ein körperlich untersetzter Hausdiener öffnete die Türe und fragte, was mein Begehren sei. Ich nahm den Brief mit der Einladung des Magistraten aus meiner Manteltasche und hielt ihn dem Diener unsicher hin, doch dieser wollte ihn nicht eher an sich nehmen, ehe ich mich nicht gerechtfertigt hatte. »Hier ist eine Einladung des Magistraten«, stammelte ich langsam und undeutlich vor mir

her, »in der er schreibt, dass ich jederzeit zu ihm kommen könne, wenn es mich danach verlangt.« Die Augen voller Argwohn musterte mich mein Gegenüber und nahm den Brief aus meiner Hand, entfaltete das Papier und las den Inhalt, der ihn zu erstaunen schien. Als er ihn beendet hatte, nickte er mir leicht und dieses Mal freundlich zu, ging leicht zur Seite und bat mich einzutreten. »Bitte sehr«, kam im freundlichsten Tonfall aus seinem Munde, »treten sie doch ein und geben sie mir doch ihren Mantel. Ich sehe, meinem Herrn ist viel daran gelegen, sie wiederzusehen, und daher möchte ich ihnen unser Bad anbieten, wo sie sich den Schmutz der Reise aus dem Gesicht waschen können. Der Magistrat ist leider derzeit außer Haus, wird aber in Kürze zurück erwartet. Wenn sie nichts Anderweitiges vorhaben, bitte ich sie, in der Bibliothek auf ihn zu warten. Dort werde ich mich dann persönlich um ihr Wohlergehen bemühen.« Indem er mir den Fortlauf der weiteren Ereignisse vortrug, waren wir bereits am Bad angelangt, in dem ich mich wusch und versuchte, die Fassung zurück zu erlangen, indem ich mir immer wieder sagte, dass dies zwar ein beeindruckendes Haus sei, doch alle mir scheinbar freundlich gesinnt zu sein schienen. Als ich aus dem Badezimmer trat, führte mich der Diener in die Bibliothek; auf dem Weg dorthin sah ich, dass das Haus nur mit dem Nötigsten und zuweilen karg eingerichtet war, nirgendwo erkannte man einen Hang zum Prunkvollen, wie ich es vielleicht in meiner Phantasie ausgemalt hätte. Nur einige wenige Pflanzen standen als Dekoration auf den Gängen, deren Böden mit Laufteppichen ausgelegt waren, um die Stille der Räume nicht zu stören. Als ich jedoch in die Bibliothek geführt wurde und dort ein prasselndes Kaminfeuer erblickte, dessen Lichtschein auf eine unendlich wirkende Galerie mit Büchern fiel, wurde mir mulmig ums Herz. Nun war ich in dem geistigen Zentrum dieses Hauses, in einer Gegenwart mit dem Wissen unserer Zeit, und ich selbst hatte dabei noch niemals zuvor ein Buch besessen, geschweige denn eines gelesen. In Gegenwart dieser Bücherreihen, die sich über meinen Kopf bis an die Decke des Raumes erstreckten, verspürte ich zum ersten Mal in meinem Leben die Winzigkeit meiner Existenz im Angesicht dieser bedrohlich wirkenden Welt des Wissens. Der Diener bot mir einen Platz an, doch ich wollte zunächst an die Regale herantreten, um mit den eigenen Händen zu erfahren, was es bedeutet, ein schweres Buch des Wissens festzuhalten, um aus ihm zu lernen. Schwärmerisch ließ ich meine Finger über die verschieden gearbeiteten Buchrücken fahren und sog den Duft alternden Papiers ein, das in Verbindung mit dem Kaminfeuer die wärmende Atmosphäre des Raumes unterstützte. Ich war bei dieser Erfahrungsreise derart in meine Empfindungen vertieft, dass ich nicht einmal merkte, als der Magistrat eintrat und mir im Rücken entgegenraunte, dass man nicht alles davon gelesen haben müsse, um das Leben zu kennen.

## Kapitel 16

Unmittelbar aus meinen Träumen gerissen drehte ich mich um und verneigte intuitiv meinen Kopf, doch der Magistrat war schneller, hob diesen wieder an und umarmte mich wie einen Freund, den

er seit Jahren kannte. »Du hast mir selbstlos das Leben gerettet«, flüsterte er mir ins Ohr, »da ist es das Wenigste, was ich leisten kann, dass ich dich wie einen guten Freund behandle!« Wir lösten uns voneinander, und ich sah zum ersten Mal seit dem Abgang des Magistraten dessen wunderbar leuchtend warmen Augen, die mich meine ganze Unsicherheit vergessen ließen. »Auch wenn dieser Raum das völlige Gegenteil zu deinem vormaligen Leben darstellt, ist es dennoch nur das Abbild einer gewissen Form des Lebens und zeigt, auf welcher mannigfaltigen Art und Weise Menschen glücklich werden können. Du und die anderen Hirten auf dem Land haben ohne jedwedes Schriftwesen dennoch das reine Glück empfinden können, was mir aufzeigte, dass man allein die Bildung des Lebens genossen haben muss, um das Leben auf eine würdige Art bestreiten zu können. Jeder Mensch, der sich nicht zu schade ist, das Wahrhafte im Leben nicht hinter einer Fassade zu verstecken, ist es auch wert, von den Mitmenschen mit offenen Herzen und Armen empfangen zu werden.« – »Ich bin seit gestern in der Stadt und musste bereits vieles lernen, darunter auch, dass sich die meisten Stadtmenschen verstellen, um keine Nachteile aus ihrer Offenheit zu ziehen. Dass ich jedoch von diesem Raum und dessen unendlicher Wissenswürde beeindruckt bin, steht wohl außer Frage, denn es ist für mich unbegreifbar, dass es so viele Menschen gibt und gab, die derart viele Bücher geschrieben haben.« – »Es gibt derer noch viel mehr, denn ich habe nur einen kleinen Ausschnitt aus der großen Weltsammlung. Dennoch ist es angenehm zu sehen, dass du bereits nach wenigen Momenten eine Beziehung zu der geistigen Welt aufgebaut hast, auch wenn wir noch herausfinden müssen, wie wir diese Beziehung ausgestalten werden.« – »Ich kann mir kaum vorstellen, irgendwann mal eines dieser Bücher lesen zu können, doch –« – »Fürchte dich nicht vor der Welt des Wissens«, gab mir der Magistrat zurück, »doch solltest du Ehrfurcht davor haben! Es ist nichts anderes als deine Wege in den Bergen, die du auch nach einiger Zeit kanntest und nicht mehr fürchtest, obgleich du die Berge jeden Tag voller Ehrfurcht betrachtetest. Stelle dir das Wissen als kleine Berge vor, deren Gipfel erklommen werden wollen; die einzige Entscheidung, die du dabei treffen musst, ist der Weg, den du nach oben nehmen willst: den steinigen und dafür schnellen oder den mühseligen und längeren, der aber zugleich der sicherere ist. Wenn du bereit bist, das Fremde nicht bloß abzulehnen, sondern mit ihm dein Herz zu bereichern, wirst du selbst bald erkennen, dass du dich weiterentwickelt hast. Stets waren es mir vormals fremde Menschen gewesen, die mich einen anderen Blickwinkel auf die Welt lehrten, und ich kann mit ganzer Überzeugung behaupten, dass ich keine dieser Entwicklungen missen möchte.« – »Du sprichst von der Frau, die dich nach deinem Zusammenbruch gesund pflegte, um dann zu verschwinden?« – »Du kennst die Geschichte? Nun ja, sie war es, die mein Herz zu öffnen vermochte, mich jedoch danach bat, die Stadt verlassen zu dürfen, da sie sich nicht sicher sein konnte, ob alle Menschen ihr diese Handlung verzeihen könnten. Ich ließ sie in der folgenden Nacht von meinen Wachen in eine ferne Stadt bringen, wo ich ihr half, einen kleinen

Medizinladen aufzumachen, von dem sie seit ihrer Kindheit geträumt hatte.« – »Und deine Eltern? Was ist mit denen?«, fragte ich den Magistraten und wunderte mich über meine mitunter respektlosen Worte. – »Auch über den Verbleib meiner Eltern existieren die wildesten Gerüchte, doch ich habe sie auch in einer mondlosen Nacht aus der Stadt bringen lassen. Allerdings wollten sie nicht unbedingt fortgehen, doch angesichts des Machtschattens, den der Alte auf sie warf, schien es mir das Sicherste, und zum Schluss weitete sich deren Blick und ein Fortwandern erschien selbst meinen Eltern als nötig. Doch auch deine selbstlose Hilfe in den Bergen hat meinen Blick auf das geweitet, was jenseits der Stadtmauern liegt und dessen ich mir mehr bewusst werden muss. Es ist, glaube ich, das Andersartige, das zugleich menschlich ist und mir dennoch unbekannt; dieses Unbekannte darf man niemals außen vor lassen, denn ein Herz, das sich nach außen verschließt, um das Neue vom Eindringen abzuhalten, wird mit der Zeit austrocknen und verdorren. In meiner Zeit des Aufstieges war ich ein schlechter Mensch und wollte mit aller Macht nur dasjenige ausleben, das meinem Wunschdenken vorschwebte und verlor dabei den Bezug zu den anderen Menschen. Die Konsequenz daraus war, dass mein Herz austrocknete und obwohl es ab und an nach frischem Gedankengut und Wärme lechzte, hielt ich es hinter einer wirksamen Fassade versteckt. Erst die Frau, die mir nach dem Zusammenbruch trotz allen Vorfällen half, vermochte es, mir das Lebensgefühl wiederzugeben, das anzeigte, dass ich ein wirksamer Teil der Gemeinschaft der Menschen war und demnach auch handeln sollte. Was braucht ein Mensch, um das allerhöchste Glück zu empfinden, dessen er fähig ist? Die Macht, andere Menschen mit einer einzigen Bewegung des Armes in den Tod zu treiben? Den Einfluss, anderen Menschen derart zu schaden, dass sie ihr gesamtes Leben als Sklaven in Armut und Dreck verbringen müssen? Die Kontrolle, um Andersdenkende gegebenenfalls bestrafen zu können? Alles davon besaß ich und kann im Nachhinein nur sagen, dass Macht und Einfluss starke Gefühle sind, die die Sinne berauschen, doch niemals so stark werden können, als dass sie die anderen menschlicheren Gefühle im Gesamten auszulöschen vermögen. Ich hege keinen Groll gegen Menschen, die anderen zum eigenen Vorteil Schaden zufügen wollen, obwohl sie nach den geltenden Bestimmungen unserer Gesellschaft bestraft werden müssen, um das friedliche Zusammenleben der Bevölkerung zu garantieren. Unser Wesen neigt dazu, das Falsche über das Wahre zu stellen, denn selten ist das Wahre auch das persönlich Bessere. Ich habe vieles falsch gemacht und in meinem Leben Entscheidungen getroffen, hinter denen ich nicht mehr stehen kann, aber hier und jetzt bin ich ein geläuterter Mann und hoffe, dass ich allein gerechte und der Wahrheit entsprechende Urteile zum Besten für die mir schutzanbefohlene Stadtgemeinschaft fälle. Auch wenn die Entscheidungen des Tages nicht immer zu meinem Vorteil reichen, beim Zubettgehen fühle ich es dann wieder in mir: das Wissen darum, das Rechte getan zu haben. Und zum Schluss, am Ende des Tages, des Monats, des Jahres oder des Lebens, geht es doch letztendlich nur darum, ob man mit seinen Taten

und Handlungen im Reinen sein kann, ob man es geschafft hat, sich nicht allzu weit von seinem Weg zu entfernen, auf dem man gerne wandeln wollte.« Mittlerweile hatten wir uns beide auf den bereitstehenden Sesseln gesetzt und blickten in das Spiel des prasselnden Feuers, das im Kamin vor sich hinkisterte, und ich wünschte mir, dass dieser Abend niemals enden würde. Die Stille zwischen uns beiden in Verbindung mit dem Prasseln des Feuers wirkte beruhigend auf meine Seele, und nach einer Weile drehte ich mich zum Magistraten und sagte in einem entspannten Tonfall: »Wenn du wahrhaftig der Mann bist, der sich hinter diesen ganzen Erzählungen verbirgt, dann war es mir eine Ehre, dein Leben in den Bergen gerettet und dir mein Bett zur Heilung angeboten zu haben.« – »Ich weiß deine Worte zu schätzen und hoffe, dass ich dein heute gewonnenes Vertrauen niemals enttäuschen werde«, gab er mir liebevoll zurück, »doch für heute wollen wir den Tag in Ruhe ausklingen lassen und bald zu Bett gehen. Morgen früh werde ich dir dann meine Vorstellungen bezüglich deines Aufenthaltes erläutern und auch sogleich umsetzen, solltest du keine Einwände dagegen haben.« Wie hätte ich an diesem Abend, in dieser Atmosphäre etwas gegen eines seiner Worte einwenden können?, dachte ich mir und genoss die gemeinsame Stille, mit der wir den ersten gemeinsamen Abend in der Stadt ausklingen ließen.

## Kapitel 17

Am nächsten Morgen, als wir gemeinsam frühstückten, erfuhr ich vom Magistraten, dass er für mich eine Stelle im juristischen Amt, dessen Vorsteher er ist, vorgesehen hatte, doch zuvor sollte ich auf dem schnellsten Wege Lesen und Schreiben lernen. Während ich Zweifel trug, ob ich das Vorgenommene überhaupt leisten konnte, sprach mir mein Gegenüber Mut zu und sicherte mir zu, alle Zeit der Welt zu haben, um ohne Druck die Welt des Geistes zu erkunden. Doch als ich in die Bibliothek geführt wurde, um dort auf meinen Lehrer zu warten, spürte ich das Verlangen in mir, die Weisheiten, die sich hinter den Buchrücken versteckten, schnellstmöglich kennenzulernen. Als mein Lehrer nach wenigen Minuten eintrat und ich feststellte, dass es ein Mann in höherem Alter war, schämte ich mich in seiner Gegenwart, denn dieser ältere Mann unterrichtete wahrscheinlich, so stellte ich es mir zumindest vor, kleine Kinder von reichen Bürgern, die bereits mehr Bildung genossen hatten als ich, der mitten im Leben stand. Mir schien die Scham im Gesicht geschrieben, denn der Lehrer kam auf mich zu und sagte, dass ich keine Angst vor dem Versagen zu haben brauche, denn wer lernen möchte hat es auch bisher immer geschafft. »Ich gehe davon aus«, fuhr er fort, »dass du in deiner Zeit als Hirte ebenfalls beständig lernen musstest, wie man in den Bergen überlebt, welche Pflanzen man essen kann und andere Dinge des täglichen Lebens. Ich kann dir zwar das Lesen und Schreiben beibringen, doch in den Bergen würde ich höchstwahrscheinlich nach kurzer Zeit in arge Schwierigkeiten geraten. Ich mache dir einen Vorschlag: Ich lehre dich das Wissen aus den Büchern zu nutzen und du zeigst mir, wie ich in der

Natur und im Verbund mit ihr und den wild lebenden Tieren leben kann.« Obwohl das Angebot verlockend klang, zögerte ich noch einen Augenblick, sodass er weitersprach: »Das Lehren von anderen Menschen heißt vor allem zu akzeptieren, dass man nur in seinem Fachgebiet eine außergewöhnliche Bildung besitzt, doch in vielen anderen Bereichen nichts weiter als ein ungebildeter Hobel zu sein vermag. Wenn ich mich entscheiden würde, in den Bergen leben zu wollen, wärst du mein Lehrmeister und ich dein Schüler, und ich würde dich garantiert um dein Wissen im Umgang mit den Tieren und der Natur beneiden.« – »Wenn wir uns gegenseitig das Vertrauen schenken sollen, dass wir uns gegenseitig das Wichtige des eigenen Faches lehren, dann möchte ich, dass wir uns besser kennen lernen und sie mir mehr über sich erzählen, wie ich auch ihnen mein bisheriges Leben ausbreiten werde«, sagte ich und wollte die anstehende Entscheidung ein wenig von mir an meinen Gegenüber zurückschieben. – »Einverstanden«, gab er ohne jedes Augenzucken zurück, »ich werde dir heute meine Geschichte erzählen und du berichtest mir auf unseren Wanderschaften aus deinen Erfahrungen. Abgemacht?« – »Abgemacht!«, sagte ich nach kurzer Bedenkzeit und schlug in die gereichte Hand ein. Wir setzten uns und mit einem wohlwollenden Blick durch die Bibliothek schien er nach dem Beginn des Lebensfadens zu suchen, an der er in seine Geschichte einsteigen wollte. - »Ich wurde in meinen jungen Jahren von meinen Privatlehrern als Gelehrter der alten Schule ausgebildet und war schon in meiner Studienzeit für allerlei ausfallende Streitereien mit der Obrigkeit der Universität bekannt gewesen. Mit gleichgesinnten Studenten organisierte ich geheime Treffen, auf denen wir einen Weg ausarbeiteten, um das bestehende Rechtssystem auszuhöhlen, damit es irgendwann in sich zusammenbreche. Bei vielen Einladungen, die ich von Debattiervereinen erhielt, war ich der Hauptredner und verfolgte in dieser Zeit meinen Wunsch, der Anführer einer politischen Gegenbewegung zu werden, die sich auf den Umsturz des bestehenden Systems vorbereitete. Doch die Euphorie nahm bereits am Ende meines Studiums ab, als ich erkannte, dass stets dieselben Menschen mir zuhörten, während der Großteil der geladenen Gäste bereits vor dem Ende meiner Rede den Raum verließen, sodass ich mir die Wirkungslosigkeit meiner Worte bewusst wurde. Obwohl es in dieser schier ausweglosen Situation nichts anderes gab, als sich von diesen Ansichten zu distanzieren, um mich zurück in die Gesellschaft einzugliedern, wählte ich den falschen Weg, denn ich glaubte, dass eine Radikalisierung der wenigen Getreuen, die mir geblieben waren, mich doch noch zu meinem Ziel bringen würde. In der festen Gewissheit, verhindern zu müssen, dass die Grundfesten meiner Überzeugung ohne Wirkung auf die Gesellschaft wegbrechen würden, entwickelte und verfolgte ich eine Idee, in der ein geeigneter Kampftrupp genügend Durchschlagskraft besitzen würde, um die Mauer der gesellschaftlichen Intoleranz in Form eines maroden Rechtssystems zu durchbrechen. In nächtlichen Aktionen, die allesamt zu scheitern verurteilt waren, riskierten wir jedes Mal, den Ordnungshütern in die Fänge zu gehen, und da ich

nach zwei erfolgreichen Fluchtversuchen immer noch nicht lernen wollte, verließ mich mein Glück und ich wurde beim dritten und weitaus heftigsten Anschlag verhaftet und für eine lange Zeit inhaftiert. Zum Glück war unser Plan, den damaligen Magistraten der Rechtsprechung umzubringen, vom Eingreifen der Ordnungshüter vereitelt worden, sodass mein Gewissen nur mit dem Plan kämpfen musste, aber nicht mit der vollendeten Tat, und es meinem Geist leichter fiel, im Kerker zur Ruhe zu gelangen. Ziemlich zügig verspürte ich erneut das Verlangen nach Bildung und besaß das unglaubliche Glück, dass sich meine Mutter, im Gegensatz zu meinem Vater, nicht von mir abgewandt hatte. Sie brachte mir jede Woche ein kleines Paket mit Büchern und etwas zu schreiben, sodass ich im Zurückblicken die Zeit der Inhaftierung als keine verlorene ansehe, sondern als Rückbesinnung auf meine eigentlichen Stärken. Mein Strafmaß war auf drei Jahre begrenzt gewesen und dank der Vermittlung und Fürsprache meiner Mutter bekam ich nach meiner Entlassung die Aufgabe, den Sohn einer einflussreichen bürgerlichen Familie zu unterrichten. Zunächst war ich mir unsicher, ob dies die richtige Aufgabe für mich sei, doch die geistige und wenige körperliche Ader des Jungen half mir, einen Weg in diese Arbeit des Unterrichtens zu finden, die ich bis heute ohne Unterbrechung ausübe. Nach erfolgreichem Bestehen der schulischen Abschlüsse wollte der Sohn der Familie studieren gehen, und obwohl ich ein straffällig Gewordener war, reichte der Einfluss des Vaters - auf Drängen des Sohnes - aus, um mir ebenfalls eine Assistentenstelle bei einem erkrankten Professor zu verschaffen, die ich mit Freude und großer Beliebtheit unter den Studenten ausfüllte. Meinen Vorwärts- und Umsturzdrang, den ich in meiner Studienzeit verspürt hatte, nutze ich jetzt, um meine Studenten davon zu überzeugen, dass es jederzeit sinnvoll ist, die tradierten Erkenntnisse infrage zu stellen, denn nur mit dem wiederholten Bestimmen der Grundbedingungen kann sich eine Wissenschaft einen sicheren Unterbau erschaffen, worauf sie forschend tätig werden kann. Ich verblieb auf der Stelle des Professors, der bald an seiner schweren Erkrankung verstarb und lehrte weiter, ohne in den Jahren danach auch nur einmal den Professorentitel angeboten bekommen zu bekommen, doch angesichts meiner Vergangenheit war ich viel zu froh, dass sich das Leben dennoch derart angenehm entwickelt hatte. Wir waren eines der angesehensten Institute der Universität, und ich konnte mir kaum vorstellen, dass sich dieses Leben noch einmal ändern würde, doch mit der sukzessiven Machtergreifung des momentanen Magistraten änderte sich das Leben in der Stadt von Woche zu Woche. Die öffentliche Meinung wurde immer mehr im Keim erstickt, die Zeitungen zensiert, öffentliche Kundgebungen und schriftliche Veröffentlichungen, die irgendeine Kritik gegen die Oberen beinhalteten, verboten. Es war eine völlig andere Entwicklung als jene in meiner Jugend, dennoch stand ich am Ende dieses Prozesses ebenfalls mit dem Rücken zur Wand, denn ich wollte mir nicht meine Meinung verbieten lassen und war damit einer der wenigen Menschen, die trotz aller Bedrohung die freie Meinungsäußerung proklamierten. Dass meine Worte niemals ausreichten,

sich gegen die körperliche und denunzierende Macht der Allgemeinheit durchzusetzen, war mir von Anfang an klar, doch wollte und konnte ich meine Überzeugung nicht nochmal verraten und sah den Konsequenzen mit einer stoischen Ruhe entgegen. Als sie mich, wie die anderen Universitätsprofessoren auch, vorläufig einkerkerten, um unsere Loyalität zu überprüfen, fragte ich mich, ob ich die Kraft hätte, gegen diese Art der Obrigkeit anzukämpfen, doch ich schien sie vollständig verloren zu haben, denn nichts anderes als eine dunkle Leere erfüllte meine Gedanken. Ohne ein falsches Wort gegen die fehlgeleiteten Tyrannen auszusprechen, wurde ich vom Gericht zur Läuterung so lange in eine dunkle Einzelhaft ohne Brot und Wasser eingesperrt, bis ich das Bewusstsein verlor. Einer nach dem anderen wurde abgeurteilt, doch erst nachdem wir wieder ins Gefängnis zurückkamen, wurde uns bewusst, dass man uns nicht zu einer Gefängnishaft verurteilt hatte, sondern zum Tod, denn wir kamen in den Abschnitt des Kerkers, wo die Schwerverbrecher auf den Tag warteten, der in ihrem Leben der letzte sein sollte. Obwohl ich vor dem Ende meines Lebens stand, schien es mir in diesen Tagen gleichgültig, es keimte kein Groll gegen die Verblendeten in meinem Herzen, was mich nicht wenig verwunderte. Wir warteten gemeinsam auf den Tod und als mein Tag beinahe herangerückt war, brach mit einem Mal eine starke Bewegung im Kerker aus, die Gefangenen flüsterten sich zu, dass die Tyrannei ein Ende hat und erst nach einer langen, zermarternden Zeit erfuhren wir auch, auf welche Art und Weise. In den Zellen wurde in den Folgetagen auf das Heftigste diskutiert, wie sie auf ihre ungerechte Einkerkung aufmerksam machen könnten und tatsächlich wurden die gesprochenen Urteile gegen die Professoren aufgehoben. Dennoch musste ich im Kerker verbleiben, während alle in die Freiheit entlassen wurden und zunächst konnte mir niemand sagen, ob es vielleicht ein Fehler der Justiz war, doch dann bekam ich die Nachricht, dass mein Urteil weiterhin Bestand habe, da ich in eine andere Kategorie fiel, nämlich in die der Wiederholungstäter im schweren Fall. Ich musste in Haft bleiben und wurde nicht besser als der niederste Abschaum unserer Gesellschaft behandelt, sodass meine neu aufgekommene Hoffnung einging, und ich mir alsbald wünschte, der Tod möge mich so schnell wie möglich ereilen. Lieber tot als für den Rest meines Lebens auf diese kümmerliche Weise eingesperrt sein, sagte ich mir und versuchte mir das Leben zu nehmen, doch letzten Endes scheiterte ich an meiner Vernunft. Welchen Sieg würde ich davontragen, wenn ich den Kampf, der durchaus noch zu führen war, einfach aufgab? Würde es auch nur einen Menschen berühren oder aufrütteln, wenn ich versuche, den Blick mit meinem Freitod auf die immer noch zu Unrecht Inhaftierten zu lenken?, fragte ich mich und wusste, dass die Antwort auf die zweite Frage nur ein Nein sein konnte. Im Gegenteil, ich raffte mich auf und fand einen Weg, über einen mitleidigen Wärter mehrere Bittschreiben an den Magistraten selbst abzuschicken und eines Tages stand dieser wahrhaftig in meiner Zelle. Zuerst konnte ich ihn nicht erkennen, doch als ich sein Gesicht in der fahlen Sicht sah, durchfuhr mich ein Schreck, und für einen Moment war ich unfähig, auch nur ein

Wort zu sagen. Doch mein Gegenüber erlöste mich aus dieser beklemmenden Situation und sprach mich von meiner Strafe frei, doch er stellte eine Bedingung, damit ich ihm die Möglichkeit gab, sich für diesen Fehler entschuldigen zu können. Ich bejahte seinen Wunsch und konnte es kaum fassen, dass er mir anbot, Vorsteher der hiesigen Universität zu werden, in der ein neues Institut geschaffen werden sollte, dessen Leitung mir ebenfalls übertragen wurde. Ich war derart gerührt, dass ich dem Magistraten um den Hals fiel, mich sofort wieder löste und mich wohl tausend Mal für diese peinliche und allzu sentimentale Reaktion entschuldigte, doch der Magistrat antwortete mir, dass es angesichts des drohenden Todes eine menschliche sei, über die er sich außerordentlich freue. In den Folgejahren und bis vor kurzem leitete ich die Universität und bekam ein nettes Anwesen in ihrer Nähe zugesprochen, wo ich immer noch glücklich lebe. Obwohl der Magistrat indirekt für meine Todesqualen und meine Inhaftierung verantwortlich gewesen war, wusste ich dennoch darum, dass es wichtiger ist, einem Menschen eine zweite Chance zu geben, anstatt ihn für bereute Fehler ein Leben lang zu verurteilen. Vor einer Woche, nach der glücklichen Rückkehr des Magistraten, den ich bereits verloren geglaubt sah, habe ich dann meinen Freund gebeten, mich aus dem Dienst zu entlassen, und er stimmte mir ohne Bedenken zu, da er wusste, dass ich mein Leben für ihn gegeben hatte, doch er bat mich um einen letzten, kleinen Gefallen: Sollte der Hirte - also du -, der ihn vor dem Tode gerettet hat, aus dem Umland in die Stadt kommen, sollte ich dein Mentor werden und mich um dich kümmern, solange, bis ich den Glauben daran habe, dass du für die anstehenden Aufgaben bereit bist. Ich konnte nicht nein sagen, nahm ohne Widerspruch an und stehe nun vor dir, in der Hoffnung, dass wir eine sehr aufregende Zeit zusammen haben werden. Nun habe dir meine Lebensgeschichte in groben Umrissen nacherzählt, jetzt ist es an der Zeit, dass wir langsam mit deinem Unterricht beginnen.« – »Danke für deine ehrlichen Worte«, gab ich nach dieser für mich faszinierenden Lebensgeschichte zurück, »nun ist es wohl an mir, dass ich dir meine bisherigen Lebensabschnitte nacherzähle. Auf den Wanderschaften, wie wir es besprochen haben!« – »Wie wir es besprochen haben«, sagte mein Mentor mit einer wohlmeinenden Stimme und wir setzen uns in diesen Tagen daran, die Grundlagen für mein späteres Leben zu schaffen.

## Kapitel 18

Die folgende Zeit raste in meiner Erinnerung an mir vorbei, denn mit dem Einstieg in die Welt des Wissens, dessen Trittleiter von meinem Lehrer ziemlich stramm gehalten wurde, erschien es mir klar, welch wunderbaren Teil dieser Welt ich bisher außen vor gelassen hatte. Aus dem freudigen Lernen wurde alsbald, nach den ersten Erfolgen, ein exzessives, sodass ich nicht selten vor dem Sonnenaufgang beim faden Licht einer wiederscheinenden Kerze las und noch lange nach dem Untergang derselben nicht schlafen ging. Die Essenszeiten waren wahre Foltermomente, denn ich

konnte nur schwer den roten Faden aus der Hand geben, der oftmals auch nur schwer in den großen Werken zu finden war, oftmals sah ich die Zeit für eine Mahlzeit nur gegeben, nachdem ich Latein oder Griechisch gelernt hatte, denn dann brauchte mein Geist eine kurze Pause zur Erholung, um das Erlernte zu verarbeiten. Ich bildete mich am edelsten und wahrsten Stoff, den die Welt zu bieten hat; ich erforschte die verschiedenen Wissenschaften, beobachtete ihre Auswirkungen in der Wirklichkeit und auf den Menschen und ordnete das Erlernte in das große System des Wissenschaftsgebäudes ein, dessen Dach die Philosophie ist. Binnen eines Jahres hatte ich das ruhige und beschauliche Hirtenleben gegen ein rastloses und stets nach dem Wahren suchenden Leben eines Wissensdurstigen eingetauscht, der sich nicht selten vorwarf, dass er einen bedeutenden Teil seines Lebens ohne geistige Herausforderung verschwendet hatte. Stets wenn ich mich mit anderen Forschenden unterhielt, die weitaus mehr Erfahrung besaßen, erkannte ich meinen offensichtlichen Mangel, den Diskussionen nicht ausreichend folgen zu können und entwickelte einen krankhaften Ehrgeiz, überall mitreden zu müssen. Daher begann ich, vorgefestigte Meinungen anderer Menschen für die meine auszugeben, bis sich mein Mentor einschaltete und mir aufzeigte, dass dies vielleicht der Weg der meisten Studierenden sei, aber keineswegs jener, der zur wahren Erkenntnis führen würde, denn nur eine Aussage, die in einem Lernenden selbst zur Überzeugung reift, damit er diese anhand der Realität und des anderen gesammelten Wissens überprüft, ist wahre Bildung zu nennen. Zunächst schien mir auch diese Meinung völlig einleuchtend, bis zu dem Zeitpunkt, als ich den Kern dieser Aussage verstand und mein gesamtes, bisher erlesenes Kartenhaus in sich zusammenbrach. In dieser Zeit begann ich, über mein eigenes, zurückliegendes Leben in der Stadt nachzudenken und kam zu überraschenden und mich zuweilen verwirrt zurücklassenden Erkenntnissen. Menschen, die mich niemals zuvor in ihrem Leben gesehen hatten, geschweige denn von meiner Herkunft noch von meiner Lebensgeschichte wussten, erkannten die Fremdheit in mir und behandelten mich eigenartigerweise vorsichtig. Ständig schwirrten mir in Gesellschaft dieselben Fragen durch den Kopf, ob ich typische Merkmale eines Landmenschen nach außen tragen würde, ob ich vielleicht wie ein Hirte roch oder mich wie einer verhielte? Dieser Umstand nagte an meiner bereits vorher ins Wanken geratenen Selbstsicherheit, von der ich nie zu wenig besaß, als ich noch in den Bergen lebte. Dort waren neue Menschen stets willkommen und schnell in die Gemeinschaft integriert gewesen; es dauerte selten länger als einen Abend und man fühlte eine tiefer werdende Verbundenheit mit seinem neuen Gegenüber, und obwohl auch wir Hirten Niederlagen erleben mussten, Menschen, die nicht ihrem gesprochenen Worte folgten oder sich nicht auf das raue und unwirtliche Leben in den Bergen einstellen konnten, lebten wir dennoch in einer starken und sich aufeinander beziehenden Gemeinschaft. Aber in dieser Stadt, nach mehr als einem Jahr der Zugehörigkeit, bestand noch immer eine Mauer zwischen den Stadtmenschen und mir, nicht aus

Ablehnung, vielmehr aus Vorsicht, ein Restrisiko, dass ich doch mehr sei als ein gezähmter Wilder vom Land, der einen Unvorsichtigen bestrafen würde, wenn er sorglosen Umgang mit mir pflegen würde. In Anbetracht dieser Umstände erschien meine zuvor unbewusste, nun mit vollem Bewusstsein voranschreitende Kokonisierung kaum verwunderlich, obwohl mein Wesen diese Veränderung nur mit schwerem Herzen ertrug. Ich versuchte dieser Sache auf den Grund zu gehen, suchte in meinen Studien nach einer Lösung, musste aber erkennen, dass es nicht mit dem allgemeinen Wissen zu erklären war, sondern es im Wesen des Menschen lag, dessen Akzeptanzfähigkeit nur soweit reicht, dass für ihn selbst kein Schaden entstand, doch wehe, das wilde Tier wurde aus dem für ihn eingezäunten Raum hervorgelassen. Die wenigen Versuche, die ich zur Aufklärung und Beruhigung der Gemüter unternahm, endeten in einem Aufschrei, und ich kam nicht umhin, die Tatsache zu akzeptieren, dass allein die Bildung mich niemals zu einem Menschen macht, der anderen Menschen gleichgestellt sein kann. Bildung kann den eigenen Geist stärken, das eigene Wesen verändern, jedoch zu keiner Zeit das Wesen der anderen, denn es bedarf keiner gesellschaftlichen Handlung, um es zu erfahren. Bildung spricht nicht zu den anderen Menschen, sondern immer nur zu einem selbst, daher benötigt es eine riesige Anstrengung, sich dieses Wissen anzueignen, es fliegt einem nicht zu - wie manches Glück im Leben -, denn in diesem Falle zählt letztendlich nur die eigene Leistung und Energie, die man opfert, um einen Schritt vor den anderen setzen zu können. Nur wenige Menschen haben den Ehrgeiz, an die Grenzen der Bildung zu stoßen, so lange zu lernen und forschen, dass die Grauzone der Erkenntnis direkt vor ihnen liegt, und aufgrund meiner eigenen Entwicklung konnte ich bald mit absoluter Sicherheit sagen, dass bei einem solchen Vorstoß die menschliche Gemeinschaftlichkeit mit anderen Menschen litt. Bildung ist im finalen Schritt einengend und macht die Menschen nicht glücklich, sondern vermag die Zeit, die man mir ihr tanzend und ringend verbringt, auszufüllen, um in dieser Betätigung den Sinn der eigenen Existenz zu suchen, den andere im täglichen Erleben einfachster Ereignisse fanden. Ich versuchte in jenen Momenten, einen Schritt aus meiner Vereinsamung herauszutreten und nahm mir ein Buch zur Hand, das eine Geschichte erzählte, die augenblicklich die gesamte Leserschaft der Stadt faszinierte. Überall, wo ich hinkam, sprach man von der spannenden Geschichte und jeder hoffte, dass bald eine Fortsetzung erscheine; ich hoffte hingegen darauf, dass dieses Buch mir Aufschluss über den Teil der lesenden Menschheit geben würde, den ich bisher mit meinen eigenen Erfahrungen nur gestreift hatte. Doch was geschieht beim Lesen einer spannenden Geschichte?, fragte ich mich selbst und wartete auf die Antwort, die zu guter Letzt mein Herz und nicht mein Geist beantworten sollte, doch es dies nicht vermochte, übernahm erneut der Geist die Beantwortung und ließ mich erkennen, dass ich in jener Zeit nicht bereit war, mich auf eine sentimentale Art und Weise auf etwas einzulassen, das über Gefühle und nicht über tradiertes Wissen transportiert wurde. Beim Lesen einer Geschichte versucht man, sich selbst treu

zu bleiben, um dem aufdrängenden Gefühl eine Antwort zu geben, wie man sich in einer vergleichbaren Situation verhalten hätte. Wer liest, muss sich selbst treu bleiben, denn Gedanken von anderen zu denken lässt den eigenen Geist nie wachsen, doch eine Negierung dieser Forderung ermöglicht es dem Lesenden, die Kohärenz zwischen der gedachten und der wirklichen Welt herzustellen. Unsicher ließ ich das Buch sinken und sah voraus, dass ich auf diesem Wege nichts Weiteres für mein Leben erstehen würde, als Ein- und Abgrenzung und dass ich auf dem besten Wege war, das in meinem Leben als Hirte Erlernte für eine zuweilen steril anmutende Welt des Wissens aufzugeben. Bildung soll dem Wort nach den Menschen in der Gesellschaft bilden und nicht einen Ersatz für die eigene Wirklichkeit abbilden, aus der man grundlos flüchtet. Leben heißt Eigenverantwortung auch für die inneren Vorgänge, die frei und unantastbar sind, zu übernehmen, aber vor allem die Einordnung in eine bestehende Gesellschaft und der Umgang mit anderen Menschen, denn gesammeltes Wissen wird erst zur Bildung, wenn man es mit anderen Menschen teilt und in Gesprächen auf die Wirklichkeit überprüft. Diese Erkenntnis half mir, mein in der Gemeinschaft entwurzelter Leben erneut zu beachten und neu zu verwurzeln, die Gesellschaft anderer zu suchen und sie mit meinem Wissen und Wesen zu konfrontieren, während sie gleichzeitig auf mein Wesen einwirken und mich verändern. Außerdem sollte ich baldmöglichst zum Schreiber der Justiz ausgebildet werden, der unweigerlich mit Menschen in Kontakt kommen würde, die ihre Lebenswege ebenfalls verlassen zu haben schienen, und darauf wollte ich vorbereitet sein. Schritt für Schritt öffnete ich mich für die Menschen außerhalb meines engsten Bekanntenkreises und es gelang mir erstaunlich schnell, den Makel des Anderssein abzulegen, sodass ich meine Ausbildung zum Schreiber der Justiz mit meinen Mitstreitern genießen und erfolgreich abschließen konnte und ich mit der Hilfe des Magistraten bald der dienende Schreiber eines der angesehensten Richter der Stadt wurde.

## Kapitel 19

Mit einem durchaus klar ersichtlichen Grund war ich diesem einen Richter zugeteilt worden, denn der Magistrat wusste um das Wesen des Richters und erzählte mir, dass der zunächst starke Gegner, den er niemals wahrhaftig zu unterdrücken vermochte, nach seiner Verwandlung zu einem seiner besten Freunde wurde. Beide verband ein unterschiedliches, wenn doch in den Grundzügen vergleichbares Schicksal, das sie irgendwie zu Leidensgenossen gemacht hatte, die dem anderen von den eigenen leidvollen Erfahrungen ohne gegenteiliges Abschätzen erzählen konnten. Wie viel eine derartige Verbundenheit für die eigene Unsicherheit in Bezug auf die eigenen Schwächen bedeuten kann, erfährt man erst, wenn man durch Zufall und pures Glück in eine solche Bekanntschaft gerät, denn ein unbeteiligter Gesprächspartner kann niemals in vollem Umfang das Ausmaß ermessen, das eine gedankliche Selbsterniedrigung für den Menschen bedeutet. Der

Richter hatte früh seine Eltern verloren und kam kurz nach der Beerdigung zu einer Tante, deren Kinder in der Folgezeit mit ihm zusammen ein wenig harmonisches Familienleben führen mussten, da die elterliche Lust am Leben die familiäre Gemeinschaft an den Rand des finanziellen Ruins brachte. Ständig fehlte es am Nötigsten, selten gab es eine ordentliche Mahlzeit und Kleidung war jederzeit Mangelware, doch an unnötigen Dingen war stets reichlich gedacht. Der Richter hasste seine Ersatzeltern, die er niemals als solche annehmen konnte und musste sich nicht selten seine Nahrung an anderen Orten erbetteln gehen, denn die Mutter schien in ihrer Lebenslust ihren Schutztrieb für die Kinder völlig aufgegeben zu haben. Die ersten Monate nach dem Tod seiner Eltern fragte er sich zuweilen, welchen Sinn sein Leben noch machen würde, doch alsbald merkte er, dass ihm das Streben nach Anerkennung außerhalb der familiären, aber zerrütteten Gemeinschaft wichtig war. Morgens verließ er das Haus und ging zur Schule, nach Beendigung dieser bettelte er in den Straßen um Essen und wenn er es mittels einer barmherzigen Hand erhalten hatte, zog es ihn in die Stadtbibliothek, deren Mitarbeiter keinen Unterschied im Wesen der Menschen aufgrund ihrer Herkunft zu machen schienen. Nach kurzer Zeit war er bei allen bekannt und beliebt und fand in den Bibliotheksangestellten eine neue Familie, die ihm das Gefühl gab, Teil einer großen Suche zu sein, die ihn anstachelte, sich das Wissen der Welt anzueignen. Jahrelang durchstreifte er die Regale mit den glänzenden und den staubigen Büchern, zog sich zurück in diese abgeschiedene Welt des Wissens und las die unterschiedlichsten Werke, naturwissenschaftliche, juristische, erzählende, erlogene, erdichtete, aber vor allem suchte er nach den grundlegenden, nach den menschlichen. Seinem Drang nach allseitigen Wissen nachgebend kam er selten vor der Dunkelheit nach Hause und verzog sich sogleich in die Schlafräume, doch schien es beiden Elternteilen ganz recht zu sein, wenn sie ihn den ganzen Tag lang nicht sahen. Sein Leben, das beständig außerhalb der vier heimischen Wände stattfand, und sein nicht sehr mitteilbares Wesen waren zugleich Hindernisgründe, dass die Kinder seiner Ersatzeltern mit ihm warm wurden; sie verabscheuten sein ausweichendes und immer edler wirkendes Wesen und versuchten stets herauszufinden, woher er seine heiß begehrten Mahlzeiten erhielt. In Zeiten der ärgsten Not waren seine Leihgeschwister verständlicherweise auf nichts anderes als auf Nahrung fixiert, jedoch war diese Suche dem späteren Richter niemals ausreichend, denn die wahre Bestätigung und das Fühlen des Lebens und Erlebens fand er erst in dem geschriebenen Worte. Mitfühlend sicherte er sich sein Wissen, das ihm, im Gegensatz zu etwas Essbarem, niemand stehlen konnte, erhielt seine Erfahrungen aus den Geschichten der Schriftsteller und schloss die Schule mit einem ordentlichen, aber keineswegs überragenden Abschluss ab, denn die Art des dort vermittelten Wissens langweilte ihn und vermochte ihn kaum zum Zuhören zu bewegen. Die auf dem weiterführenden Weg liegenden höheren Schulen konnte er weder bezahlen, noch erhielt er eine Berechtigung zur Unterstützung seines Unterhaltes. Da er die Juristerei als das spannendste und vielfältigste Gebiet

empfand, suchte er nach einer Anstellung und fand diese bei einem Anwalt, dessen übler Ruf weit verbreitet war, doch er bekam ohne Ausbildung keine andere Stelle von gleichwertigem Rang. Von diesem Anwalt lernte er die Schattenseiten der Juristerei kennen, die falschen Methoden und Betrügereien, doch bald wusste er auch, wo die Gesetze und Urteile der Richter ihre Schwachstellen besaßen und lernte auf diesem Wege mehr über das System als bei einem anständigen und nach dem Gesetz handelnden Anwalt. Mehr als drei Jahre hielt er es als Gehilfe bei diesem Anwalt aus und wäre auch länger bei ihm geblieben, wenn ihm nicht der Zufall zum Absprung verholfen hätte. Eines Tages war ein Beamter der Stadtverwaltung erschienen und suchte nach dem skrupellosen Anwalt, in dem er die einzige Rettung aus seiner Notlage sah. Dieser nahm den Fall ohne Betrachtung der Fakten an, denn ihm schien es allein um den öffentlichen Auftritt zu gehen und versuchte daher vergebens, seinen Klienten vor dem sicheren Gefängnis zu bewahren. Die schmierigen Versuche, die Verhandlungen im Geheimen zu sabotieren, waren zum Scheitern verurteilt, denn der Zeuge der Gegenpartei war ein angesehener Leumund und scheinbar unbestechlich; es drohte der Untergang des angesehenen Beamten. Am letzten Tag der Verhandlung saß der Gehilfe des Anwalts morgens am Tisch, auf dem die wenigen Unterlagen versammelt waren und wusste um die Verurteilung des Klienten, doch als ihm ein Bekannter meldete, dass der Anwalt in der Nacht mit einer stark blutenden Kopfwunde aufgefunden worden war, rannte der Gehilfe zum Richter und bat ihn um eine Aussetzung der Verhandlung, bis der Verteidiger des Beamten wieder genesen sei. Der Richter sah den vor ihm Stehenden nicht einmal an, als er ihm zubrummte, dass er diesen Fall heute und an keinem anderen Tage abzuschließen gedenke. Der Anwaltsgehilfe wusste eindeutig besser als der verteidigende Anwalt über den Fall Bescheid, doch bisher nur aus den wenigen Schriften und den Verhandlungen, bei denen er anwesend gewesen war und wagte es, den Häftling in seiner Zelle zu besuchen, damit dieser ihm den ganzen Fall, mit allen Details, nochmal ausbreitete. Zunächst wollte der Beamte nicht mit ihm sprechen, doch nachdem der Gehilfe seinem Mandanten erklärt hatte, dass er oder niemand seine Verteidigung übernahm, taute sein Gegenüber auf und erzählte notgedrungen vom Tathergang und seiner auch für den späteren Richter feststehenden Schuld. Schnell hatte sich der Ersatzanwalt, der eigentlich keiner war, ein Bild von dem Fall gemacht, indem er die ihm unbekanntesten Stellen hinzufügte, sodass es ihm gelang, einige Ungenauigkeiten aufzudecken, die ausreichen konnten, um den Richter zu verwirren. Der gesamte Ablauf des nun folgenden Tages verschwamm in einem Sammelsurium von leidenschaftlichen Gefühlen, Reden und Anschuldigungen, aus dem der Gehilfe erst aufwachte, als der Richter entschied, dass dem Beamten keine eindeutige Schuld nachzuweisen war. Einer drohenden Ohnmacht nahe, wurde der Gehilfe voller Überschwang vom Freigesprochenen geherzt und gedrückt, der sein Glück kaum fassen konnte. Voller Dank für seine Errettung drückte er den Gehilfen mehrmals hintereinander und versprach dabei, alles in seiner

Macht zu leisten, damit der junge Mann doch noch das Studium der Juristerei aufnehmen und abschließen konnte. Im Studium wurde er fortan einer der besten, der mit seiner Erfahrung viele Situationen vorausahnen konnte und von den anfänglichen Bekanntschaften verabschiedete er sich in dem Moment, als er erkennen musste, dass sie sich nur seines Wissens und seiner Beliebtheit bei den Dozenten bedienen wollten. Enttäuscht von seinen Mitstudenten zog er sich zurück in die heilsame Welt der Gesetzestexte und der politischen Philosophie, die ihm den Weg aus seiner Abgrenzung aufzeigen konnte. Er begriff, dass das Schicksal ihm mehrere Male in seinem Leben eine Möglichkeit geboten hatte, aus seiner ausweglos erscheinenden Situation zu entfliehen, doch stets hatte er sich zurückgezogen, anstatt die Gelegenheiten auszunutzen. In der Schule hatte er sich mangels guter Noten den Weg ins Studium verschlossen und musste den Umweg über den skrupellosen Anwalt wählen, ehe er durch puren Zufall die Bekanntschaft mit seinem neuem Ziehvater machte, der ihm das Studium ermöglichte, in dem zwar die Noten besser waren, er jedoch den Weg in die Einsamkeit und damit fort von den eigentlichen Menschen suchte, doch ehe er diese Abkehr als Mangel verstand, hatte er sein Studium beendet und wurde von der städtischen Anwaltschaft übernommen. In den ersten Monaten suchte er sich jene Fälle aus, die ihn aus fachlicher Motivation interessierten und mit jedem verlorenen Fall wurde er verbissener und versuchte, seine rhetorischen und analytischen Schwächen auszumerzen, was ihm auch blendend gelang. Auch wenn der Junganwalt niemals den Moment erleben wollte, wie er sein nicht mehr zu verbesserndes Plädoyer hielt, wusste er dennoch um seine Stärken und wurde zu einem gefürchteten Anwalt, der sich jedoch auch nicht selten selbst fürchtete, denn was würde er machen, wenn er merken würde, dass seine beste Zeit vorbei war, wie er es bei vielen Anwälten erlebt hatte, die sich danach allein mit ihrer Erfahrung noch über Wasser halten konnten? Nach neun Jahren des inneren und äußeren Kampfes war der damalige Magistrat, der Vorgänger des jetzigen, davon überzeugt, dass dieser bestechend argumentierende Anwalt ein guter und ausreichend umsichtiger Richter sei. Als der Kandidat von seiner Ernennung erfuhr, schloss sich für ihn der Kreis, den er seit Beginn seiner Studien in der Bibliothek eröffnet hatte; inmitten seines Lebens hatte er das erreicht, wofür er noch vor Jahren alles hergegeben hätte. Dennoch brachte ihm die Ernennung als Richter nicht nur Befriedigung, sondern nach dem Abebben der ersten Freude realisierte er, dass er alles erreicht hatte, was er sich jemals gewünscht hatte und kam mit seinen bisher zielstrebig geführten Leben aus dem Gleichgewicht, denn wohin sollte dieses noch führen, wenn er bereits am Ziel angelangt war? Was wird aus Menschen, deren Streben das Leben derart ausgefüllt hat, dass sie nach dem Erreichen des Erwünschten den Bezug zu ihrer eigenen Existenz verlieren?, fragte er sich und versank in eine Melancholie, der er lange Zeit keinen Namen geben konnte, um gezielt gegen sie anzukämpfen. Diese Einsamkeit seines Herzens, deren Grundmauern bereits in seiner Jugendzeit gelegt worden waren, ließ ihn eines Nachts aufwachen und des eigenen Lebens

überdrüssig sein. Er stand von seinem Bett auf und blickte aus dem Fenster auf den langsam dahinziehenden Fluss, der im fahlen Mondlicht von einem mystischen Nebel überzogen war. In diesem Nebel würde ihn niemand sehen, wie er von der Brücke sprang, dachte er sich, zog sich gedankenverloren an, stieg die Treppen von seiner Wohnung zur Straße hinab und trat auf den einsam wirkenden Gehweg. Lethargisch ging er zur Brücke, suchte die Stelle am Geländer, auf der er gebeugt zuweilen über seine Fälle nachdachte, stieg hinauf und blickte in das unter ihm fließende Wasser. Spring, schrie er in sich hinein, spring endlich in die Fluten und beende das Leben, das niemand auf dieser Welt gewollt hatte! Doch er konnte es nicht, eine ihm unbekannte Macht schien ihn von der Ausführung abzuhalten, sodass er dieser Macht nachgab, vom Geländer wieder herunterstieg und sich zurück in sein Bett begab, wo er in einen langen und traumlosen Schlaf verfiel. Am nächsten Morgen erwachte er und ließ sich auf dem Richteramt krank melden, wollte im Bett liegen bleiben und über die Fortführung seines Lebens nachsinnen, das ein unbekannter Teil von ihm offenbar verlangte. Er hatte sich gegen das freiwillige Ende seines Lebens entschieden, obwohl er seinen Lebensweg nunmehr als erledigt betrachtete, doch in seinem Innern keimte der Gedanke, dass er sich mitunter neue Ziele setzen sollte, vielleicht keine beruflichen, sondern andere, gesellschaftliche. Mit wachsendem Tatendrang ging der Richter in der Folgezeit seiner Berufung nach und enttäuschte den Vorgänger des jetzigen Magistraten nicht, als er für sich entschied, zu einem Streiter für die Benachteiligten zu werden, die von Einflussreichen drangsaliert und ausgenutzt wurden. Er hatte eine neue Lebensaufgabe gefunden und seither viel für die Menschen der Stadt getan, sich aber vor allem ein Ziel ausgesucht, das niemals ohne Inhalt sein würde, denn welcher Mensch konnte bei nüchterner Betrachtung wahrlich daran glauben, dass die Ungerechtigkeit unter den Menschen irgendwann einmal ausgerottet werden würde?

## Kapitel 20

Ich sollte in den folgenden drei Jahren meine gesamte Leistungsfähigkeit in den Dienst dieses Richters stellen; es sollte meine Aufgabe sein, gewisse Aspekte der Urteile vorzubereiten und die von ihm zu prüfenden Fakten zu beurteilen. Dabei wollte ich dem Gedankengut des Richters näherkommen, denn in seinem Erkennen der Menschlichkeit glaubte ich auch für mich, den Ausweg aus meiner bedrohlich über mir schwebenden Lebenslage zu finden. Dies schien auch der Gedanke des Magistraten zu sein, als er mich diesem Richter zugeteilt hatte, und ich machte es mir zur Aufgabe, mehr über den Richter und die Beziehung zum Magistraten zu erfahren. In der darauffolgenden Zeit verglich ich den Richter und den Magistraten mit anderen Menschen, die in der Öffentlichkeit standen und sich der Beurteilung anderer ausgesetzt sahen, fand jedoch bei fast allen nur das unbestimmte Gefühl der Haltlosigkeit in der Gesellschaft, da man sich als Teil derselben oftmals unbewusst und auch eher ungewollt von ihr getrennt hatte. Meine Suche schien

auf diesem Wege kaum zum gewünschten Ziel zu führen, als ich in einer Verhandlung meines Richters die Worte eines Angeklagten vernahm, dass er nichts sagen müsste, denn sein Leben stünde bereits auf dem Papier geschrieben. In diesem Moment stand es mir klar vor den Augen, dass ich an der falschen Stelle gesucht hatte, denn dort, wo ich meine Antworten zu finden gehofft hatte, traten alle Menschen mit Masken an die Öffentlichkeit, anstatt ihr wahres Ich zu Haupte zu tragen. Sogleich erkannte ich den Schutzmechanismus, der den Menschen zu eigen ist, damit die anderen nicht zu sehr Zugriff auf das höchste Gut haben, was der Einzelne besitzt: das eigene Leben und Denken. Ich konzentrierte mich in der Folgezeit auf die Hintergründe eines Urteils, einer Rede oder einer anderen Niederschrift und versuchte, hinter die Maskerade des Richters und des Magistraten zu blicken, doch es war eine mühselige Arbeit, denn das Spiel der Menschen in der Öffentlichkeit lenkte mich stets von den eigentlichen Motiven ihres Handelns ab. Da die beiden Menschen, auf die ich meine Suche aus Zeitgründen beschränkte, nicht nur am Tage, sondern in jeder Lebenssituation Richter und Magistrat waren, fiel es mir umso schwerer, zwischen ihren privaten und ihren beruflichen Meinungen zu unterscheiden. Ich versteifte mich immer mehr auf die Illusion, die Antworten auf meine Fragen in den Handlungen anderer Menschen finden zu können und drohte erneut, meinen gerade erst erworbenen und noch sehr brüchigen Halt in der Gesellschaft zu verlieren, als ich eines Tages den Drang verspürte, meinen alten Lehrer aufzusuchen. Im Nachhinein erschien mir dieser Besuch wie eine Art Hilfeschrei des Teiles meines Herzens, das diese Entwicklung nicht für gut ansehen konnte, und tatsächlich war mein Lehrer offensichtlich enttäuscht, dass ich mich erneut auf dem Weg in die ausgrenzende Selbstbezogenheit befand. Mein Lehrer hörte sich mein Klagen über meine Unfähigkeit an, sich dem neuen Leben nach der eigentlich abgeschlossenen Vergesellschaftung anzuschließen und staunte nicht schlecht, als ich ihn fragte, ob er vielleicht eine Lösung für mein Problem kennen würde. »Du suchst an der falschen Stelle«, schoss mir seine Antwort wie ein scharfer Pfeil entgegen, »ich hatte stets gedacht, dass du aus den Werken der alten Griechen und der Humanisten etwas anderes gelernt hast, nämlich, dass es niemals Sinn und Zweck des Forschens ist, das eigene Ich im anderen zu entdecken, sondern nur, es am anderen zu bilden. Entdecken musst du dich selbst, in deinem Innern, in deinem Denken und Handeln, das ist es, was du seit dem Anbeginn deiner Suche vergessen zu haben scheinst, sodass du naturgemäß zu keiner Lösung kommen konntest.« An diesem Nachmittag ging ich mit einem sehr gemischten Gefühl nach Hause und verbrachte den Abend mit dem Sinnen nach dem Kern der Worte meines Lehrers, doch es sollte noch einige Zeit brauchen, ehe ich sagen konnte, dass ich seine Mahnung und Wegweisung verstanden hatte.

## Kapitel 21

Der Magistrat sah mich bereits in meiner Veränderung begriffen, als ich eines Tages bei ihm vorbei sah und ihn scheinbar in einer hektisch vorzubereitenden Angelegenheit antraf. Ich stammelte unsicher eine Entschuldigung ob der Störung und wollte mich schon wieder verabschieden, doch der Magistrat lächelte und entschuldigte sich seinerseits für seine zunächst schroff wirkende Ablehnung. Er bat mich auf ihn zu warten und ließ mich in sein Arbeitszimmer führen, wo mir der Hausdiener Tee servierte. Nach einer kurzen Wartezeit kam der Magistrat zu mir und setzte sich auf einen nahen Sessel, und während ich merkte, dass seine Angespanntheit nachließ, unterhielten wir uns zunächst belanglos über die zurückliegenden Ereignisse, seit wir uns vor zwei Monaten das letzte Mal gesprochen hatten. Während der Magistrat scheinbar den Abstand zu seinen täglich anstehenden Aufgaben sichtlich genoss, fragte ich mich, ob ich ihn überhaupt belästigen und seine Zeit stehlen dürfte, angesichts der Tatsache, dass er in jenen Tagen zwei Magistratenämter auszufüllen hatte, da der Magistrat für Verwaltung und Ordnung unerwartet verstorben war und mein Gegenüber bereitwillig dieses Amt solange ausübte, bis der neue Magistrat gewählt und eingesetzt war. Ich wollte bereits den Rückzug antreten, als der Magistrat beschloss, für den Abend die Arbeit niederzulegen, um sich mit einem guten Freund zu unterhalten. Wir ließen den Abend an uns vorüberziehen und gedachten der Menschen, die uns im Leben vorangebracht hatten, sprachen über die neuesten juristischen Grundsatzurteile und maßen uns an, den nächsten Magistraten vorauszusagen. Doch keiner von uns beiden hatte recht, denn das Volk entschied sich für den Dritten, den niemand der Autoritäten auf der Rechnung gehabt hatte, der wohl immer noch aus den wichtigen Familien stammte, jedoch als Erneuerer der althergebrachten Strukturen galt, und ich glaubte, dass es dem Volke wichtig erschien, ein Zeichen zu setzen und den obersten Familien aufzuzeigen, dass sie nicht wahllos über die Stadtmenschen und deren Meinung verfügen konnten. Doch diese Entscheidung war für mich nur bedingt wichtig, denn eine andere warf ihre Schatten voraus und sie streifte auch mein Leben. In den Wochen nach der Wahl des neuen Magistraten waren ohne Vorankündigung zwei Richterstellen unbesetzt, die eine, weil der gerade Neubestimmte zwei Monate nach seiner Ernennung bei einer unverzeihlichen Straftat beobachtet wurde und sein Amt sogleich niederlegte, und die andere, da der Richter am Tag zuvor ohne Anzeichen an einem schwachen Herzen verstorben war, obwohl dieser in seiner Amtszeit nicht einen einzigen Tag krankheitsbedingt gefehlt hatte. Der Magistrat wusste, dass er nun schnellstens zwei neue Richter bestimmen musste - wobei nach den Querelen um den ob der Straftat zurückgetretenen zu beachten war, dass sie loyale und aufrichtige Menschen sein müssten. Die Suche schien schwieriger zu werden, als zunächst angenommen, denn die nun nachdrängende Generation erfolgreicher Anwälte hatte selbst durch eine harte Schule gehen müssen und das wetterwendische Leben hatte ihr Urteilsvermögen abgehärtet, sodass sie in dieser Sachlage aus dem

Rennen schieden. Die richterlichen Gehilfen, mit denen ich Tag für Tag auf dem Amt Kontakt hatte, wetteten auf die verschiedensten Anwälte, doch letzten Endes lagen fast alle daneben: einerseits wurde ein Anwalt zum Richter berufen, der noch nicht allzu sehr in das Licht der Öffentlichkeit getreten war, dessen Arbeit jedoch für seine ausgleichenden Charakterzüge sprach und andererseits fiel die Wahl auf mich, einen Gehilfen, der nicht einmal vier Jahre am Amt tätig war. Ebenso wie die anderen hatte ich meine Favoriten, auch wenn ich nicht auf sie wettete, und als mich der Magistrat zu sich nach Hause einlud, dachte ich daran, dass er mich möglicherweise um meine Meinung fragen würde, ehe er seine Entscheidung traf. Doch als er mir, ohne langes um den heißen Brei Herumreden, eröffnete, dass er mich für die vakante Richterstelle vorsah, starrte ich ihn mit offenem Mund an, und die nachfolgenden Szenen verschwammen in einem melangierten Bild aus Freude, Angst und einem Leeregefühl, das mir die Luft zum Antworten nahm. Der Magistrat kam auf mich zu, legte den Arm um meine Schulter und sagte mir, dass ich mich setzen sollte, wenn mir schwindelig sei. Ich setzte mich, nicht weil mir schwindelig wurde, nein, mir war über den Maßen schlecht, als hätte man mir einen Schlag in die Magenröhre verpasst. Mein Gegenüber schien das vollste Verständnis für meine Orientierungslosigkeit zu haben, denn er wartete, bis ich erneut meinen Blick fest auf ihn richten konnte. »Wie - und vor allem warum ich?«, stammelte ich und brachte kein weiteres Wort heraus. – »Versteh bitte, dass ich keine andere Wahl habe, als dich zu fragen!«, begann der Magistrat. »Die beiden Richter, die aus dem Amt geschieden sind, waren Männer der Tat, entscheidungsfreudige und zugleich strenge Richter, deren gerechter Ruf ihnen weit vorauseilte. Als der erste verstarb, benannte ich den Neuen, der straffällig wurde, obwohl ich bereits im Vorfeld wusste, dass er zwar an der Reihe, jedoch keine gute Wahl war. Um keine Misgunst unter allen Bewerbern hervorzurufen, hoffte ich auf das Beste und wurde gleich nach zwei Monaten enttäuscht. Dann starb vor einigen Tagen der zweite gute Richter und nun muss ich gar zwei neue Stellen besetzen und weiß um die großen Schwächen der nachrückenden Anwälte, die Anspruch auf einen Richterposten haben. Sie sind keine schlechten Menschen, aber vom Verlauf und dem Erfolg ihrer Laufbahnen geprägt und eitel in ihrem Wort. Ich befürchte, dass die Menschen den Glauben an das Richtertum dieser Stadt verlieren werden, wenn ich zwei von den nachdrängenden Anwälten berufe und sie sich nicht dem Richteramt gemäß verhalten, wie jener, der mit Sicherheit jetzt im Gefängnis über seine vertane Gelegenheit schmoren wird. Daher bin ich nun, in einem zweiten Anlauf, bereit, die Rangfolge zu umgehen und möchte zwei Menschen benennen, deren Innerstes ich kenne und einzuschätzen weiß. Im Richteramt geht es um Gesetzestreue, aber auch um die Menschlichkeit, und unter anderem besitzt du von beidem eine Menge. Ich möchte dich zu einem der beiden neuen Richter ernennen und erhoffe mir von dir die Art der Fairness im Umgang mit den Gerichtsfällen, mit der du in den letzten Monaten die Menschen in deiner Umwelt beurteilt hast.« – »Aber ich bin doch gar kein

ausgebildeter Anwalt, habe keinerlei Erfahrung in großen Prozessen und werde sicherlich von keinem Anwalt der Welt als Richter akzeptiert werden, besonders nicht von den Anwärtern, denen du mit deiner Entscheidung vor den Kopf stoßen wirst.« – »Ich weiß, dass es eine schwere Bürde ist, aber ich weiß auch, dass du das Herz und den Mut hast, deinen Kopf gegen die gesamte Anwaltschaft durchzusetzen, allein aus dem Grund heraus, weil du ihnen nicht die Gelegenheit geben willst, dich oder deinen Urteilspruch anzuzweifeln. Ja, sie werden dich anzweifeln, gegen dich Schmähreden halten und versuchen, deine Autorität zu untergraben, aber deine Mittel sind viel weitreichender als ihre. Als Richter bestimmst du die Spielregeln und die Strafen, die die Klageführenden betreffen, und aus diesem Grunde werden sie dich notgedrungen akzeptieren, denn letztendlich bleibt ihnen im Sinne ihres Mandanten nichts anderes übrig.« – »Aber«, entgegnete ich seiner Rede, »ich kann weiterhin nicht verstehen, womit ich dieses Amt verdient habe, da ich noch nichts Entscheidendes geleistet habe? Es gibt andere, die ihr ganzes Leben dafür gearbeitet haben, sich nahezu geopfert haben, und ich komme einfach vom Land in die Stadt und besetze nach nur wenigen Jahren bereits einen der wichtigsten Posten der Stadt. Wie kann ich diesem Amt gerecht werden, ohne es im Angesicht der anderen der Lächerlichkeit preiszugeben?« – »»Dachtest du wirklich, dass meine Hilfe für deine aufopfernde Hilfe in den Bergen beim Lesen und Schreiben enden würde, dass ich dir nur eine Welt des Geistes zeigen wollte, um aus dir einen edlen Mann zu machen?« – »Wenn ich ehrlich bin«, gab ich ohne nachzudenken zurück, »habe ich das wahrhaftig als den Grund angesehen«, doch ich wusste bereits in den Moment des Aussprechens, dass eine andere Vermutung die ganze Zeit in mir gelegen hatte. – »Gewiss wollte ich mir zunächst anschauen, welchen Sinneswandel und welche Entwicklung du unter meiner und deiner Lehrmeisters Anleitung nehmen würdest, aber doch nur, damit du dich auf die Aufgaben, die ich für dich bestimmt habe, vorbereitest. Ist dir nie der Gedanke gekommen, dass deine gesamte Ausbildung ein höheres Ziel haben muss? Ist dein Charakter auf eine beinahe unfassbare Art und Weise rein, dass du dir nie die Gedanken gemacht hast, dass ich dir in der Zukunft eine Möglichkeit anbieten würde, deinen Stand zu verlassen und eine andere, höhere Ebene innerhalb der Gesellschaft zu erreichen?« – »Hin und wieder habe ich daran gedacht«, versuchte ich das eben Gesagte richtig einzuordnen, »doch ich konnte mir kaum vorstellen, dass du einen einfachen Menschen wie mir einen derart wichtigen Posten geben möchtest.« – »Es sollte ja auch niemals so schnell vonstattengehen, wie es die aktuelle Situation verlangt, doch ich habe dies als Ziel deiner Laufbahn gesehen, seit den Tagen, als dein Lehrer zu mir kam und von deiner Entwicklung schwärmte, die er nicht fördern, sondern vielmehr bremsen müsse. Hast du dir denn nie gewünscht oder nur vorgestellt, wie es denn sein würde, wenn du im Gerichtssaal auf dem höchsten Stuhle sitzt und der Gerechtigkeit treuer Diener bist?« - »Ich wusste, dass meine Ausbildung und Erfahrung dem Richteramt nicht gerecht werden würden und selbst, wenn sie ausreichend wären,

käme ich aus der falschen Gegend der Welt, um in die Phalanx der führenden Obrigkeit einzudringen. Ich bin als Hirte aufgewachsen und kannte bis vor einigen Jahren nur das einfache, mit den Händen tätige Leben und hatte auch kein Problem damit, mein Leben als Gehilfe am Gerichtshof zu verbringen.« – »Das ist es, was dich zur idealen Besetzung des Richterpostens macht, da du auf der einen Seite keinen Einschränkungen in deiner Beurteilung seitens deiner Herkunft unterliegst, und auf der anderen Seite hast du in deiner Jugendzeit und frühen Mannesjahren in den Bergen gelernt, was es heißt, den Menschenverstand aufs Vernünftigste anzuwenden; Neid, Hass und Falschheit, mit denen die zielstrebigen Menschen hier in der Stadt tagtäglich zu kämpfen haben, drangen, da sie in den Bergen zu nichts geführt hätten, nicht in dein Herz und konnten es nicht verbrämen. Dein Herz ist das ehrlichste und aufs menschlichste bedachte, das ich kenne, und ich brauche hier und jetzt deine tätige Unterstützung, um eine neue Ordnung in der Juristerei herzustellen. Unsere Stadt krankt seit langem an der gedanklichen Einsiedelei, alles dreht sich um den eigenen Vorteil und um die Vergrößerung der eigenen Macht. Der Einfluss hat die Stelle der Gerechtigkeit übernommen und es wird Zeit, dass ich einschreite und der gesamte, gedankliche Dreck aus den Straßen ins Meer gefegt wird, aber das geht nur über eine gerechte und starke Hand, die mitunter auch unliebsame Entscheidungen treffen muss, denn es sind die kleinen Nadelstiche, die den Mächtigen wehtun und ihn letztendlich zur Aufgabe ihres falschen Weges zwingen werden.« – »Gewiss bin ich das unbelastete Herz, das sich in deiner Auswahl befindet, doch besitze ich keine gestrenge Hand und habe keinerlei Erfahrung, in welchem Maß und anhand welcher Sachverhalte man die Strafe festlegt«, setzte ich gegen die Rede meines Gegenübers. – »Wenn du vor der Wahl stehst«, besiegelte der Magistrat dieses Streitgespräch, »einen Menschen nach den erbrachten Beweisen schuldig oder nicht schuldig zu sprechen und in welchem Maße die Strafe auszusprechen ist, wirst du sie haben, die gestrenge und gerechte Hand, die auch durchgreifen wird, denn dein Urteil werden deinem vernünftigen Geiste entsprungen sein.«

## Kapitel 22

An diesem Abend blieb es mir erspart, ein vorschnelles Urteil über das Angebot zu fällen, das ich wahrscheinlich vorsorglich abgelehnt hätte, doch ich bekam die Gelegenheit, eine Nacht darüber zu schlafen. Wirre Träume beherrschten meinen Schlaf und ich erwachte mehrmals in dieser tiefschwarzen Nacht, in der sich kein Lebewesen zu regen getraute. Ein um das andere Glas Wasser trank ich zur Beruhigung und versuchte, die dunklen Traumfetzen, die noch in meinem Kopf schwirrten, loszuwerden, doch im nächsten Traum waren sie wieder da, die dunklen Vorboten einer schicksalsschweren Zeit. Als ich kurz vor dem Morgengrauen ein weiteres Mal aus einem dieser Alpträume aufwachte, war ich derart übermüdet und ausgezerrt, dass ich tief und fest

einschloß und in einen anderen, weniger schrecklichen, dafür umso aufschlussreicheren Traum fiel. In diesem war ich zurück auf dem Land und mein Weg führte mich von der Berghütte in die Stadt, ich trat durch das schlundartig offene Tor und fand die Straßen derart voll, dass ich mich über eine Seitenstraße auf einen nahen Platz rettete, auf dem eine wundervoll anmutende Kirche stand. Ich durchmaß die Erhabenheit dieses monumentalen Bauwerkes mit meinen Augen und entdeckte die vielen Kleinigkeiten, die meine Augen reizten. Stocksteif und unbeweglich betrachtete ich diese Gebäude, war überwältigt von der Komposition der einzelnen ineinander wirkenden Elemente und fühlte mich im Gegenzug unendlich klein. Was ist der Einzelne im Gegensatz zur Gesamtheit der Menschen, zu was ist ein Einzelner imstande, wenn er vor einer übermächtigen Architektur von ausgebildeten und erfahrenen Handwerkern steht? Bedrückende Fragen zwangen meine Gedanken zur Aufgabe, und ich vermochte kaum frei zu atmen, wollte fort von dem Platz und dem beeindruckenden, aber zugleich einzwängenden Schauspiel, das mir meine Nichtigkeit vor Augen führte. In eben jenem Augenblick, als ich den Platz verlassen wollte, kam ein Mann zu mir und repetierte die Geschichte der Kirche in allen Einzelheiten, betonte die wichtigen und unterließ die unwichtigen, sodass ein stimmiges Bild einer zu bewundernden Kirche entstand. Ich wollte ihm danken, doch spürte ich wortlos sein Verlangen nach Belohnung, griff in meine Tasche und gab ihm den ganzen Inhalt, sah, wie er sich einem Kind gleich an der Pracht der Geschenke erfreute und genoss seinen Abgang. Doch die Verzweiflung kehrte zurück und das böse Geschehen vorahnend, blickte ich mich nach meiner Retterin um, doch ich konnte sie in der Masse herannahender Männer nicht erkennen; vielmehr wurde der sich zuziehende Kreis immer enger, und ich begann mich nach einem möglichen Schlupfloch umzusehen. Keines findend, sah ich meinen einzigen Ausweg in der gewaltsamen Flucht, nahm Schwung und versuchte, mit der Schulter voran, durch die Masse der Männer zu brechen und zu meinem Erstaunen gelang es mir auch, mich aus dem Kreis zu befreien. Dabei rannte ich mehrere Männer um, lief vom Platz in eine angrenzende Seitengasse, hielt an, als ich mir sicher war, dass sie mich nicht sofort einholten konnten und blickte zurück. Keiner meiner Gegner war mir gefolgt, meine Freiheit schien gesichert, doch als ich die Männer sah, die ich mit der Schulter rüpelhaft zu Boden gestoßen hatte, schlossen sich meine Augen vor die hervortreibenden Tränen. Sie alle trugen die verzerrten Gesichter von Menschen, die mir am Herzen lagen, und ich verstand, dass mein Wille, mit dem Kopf gesenkt durch die Gesellschaft zu brechen, ein Akt der Auflehnung gegen alle Menschen ist, selbst gegen meine Freunde, und ich begriff, dass Hilfe nur dann ein Heilmittel sein kann, wenn Gleichheit und die Wertmäßigkeit bedacht wurde. Ich hatte einem fremden Menschen aufgrund einer milden Gabe einen Freudentag geschenkt, doch hätte ich meine Gaben geteilt, wären viele arme Menschen an diesem Tage glücklich geworden. Was wiegt das Glück eines Einzelnen in der Masse?, fragte ich mich und wischte mir die Tränen aus den Augen, derweil erkannte ich die sich

verändernden Gesichter der Männer, die eigentlich meine Freunde darstellen sollten: sie wurden finster und schienen in ihrer Absicht unberechenbar. Sie rafften sich vom Boden auf und kamen erneut in meine Richtung, dieses Mal nicht als Kreis, sondern als Wand aus Fleisch und Blut, sie kamen immer näher, doch ich war paralysiert und wünschte mir das Ende herbei, sehnte nach einem Abbruch dieser Situation, ehe es zu einem Gewaltakt gegen mich käme und bevor die Gegner mein Ende besiegelten erwachte ich und wusste, dass ich den Richterposten annehmen würde, allein um das Herz meines engen Freundes, dem Magistraten, nicht zu verraten, nein, ich musste ihm unbedingt in seiner Not helfen. Die Welt mag sich gegen mich verschwören und meine neue Zukunft mag die Last auf meinen Schultern inmitten einer Masse von Raubtieren vervielfachen, doch wird mich nichts davon abhalten, meinem Freund beizustehen, wenn er meine Hilfe am dringendsten benötigt. Am folgenden Morgen, der bereits dem Mittag entgegenstrebte, ging ich zum Anwesen des Magistraten und sagte seinem Angebot zu. Er schien meine Entscheidung erwartet zu haben, dennoch gab er mir das Gefühl, dass sie in einem guten und gerechten Herzen gebildet worden sei.

## Kapitel 23

Es kam, wie ich es erwartet hatte: Die einfachen Menschen wollten fast alle erst meine Urteile abwarten, ehe sie sich ein eigenes über mich bildeten, doch die Gesamtheit der Anwaltschaft wunderte sich über meine Berufung und nicht selten gab es öffentliche Schmährufe. Als sich einige Anwälte sogar weigerten, einen Gerichtssaal unter meiner Leitung zu betreten, geschah etwas sehr Seltenes, denn der Magistrat wurde in der Öffentlichkeit wütend, insbesondere darüber, dass man mir keine Gelegenheit zum Gegenbeweis ermöglichte. Noch bevor ich auch nur einer Verhandlung vorgesehen hatte, spaltete ich die Anwesenden in zwei Gruppen und konnte kaum dafür sorgen, dass dieser erste Fall wert- und urteilsfrei über die Verhandlungsbühne ging, aber ich hatte dem Magistraten mein Wort gegeben und glaubte mich für den Kampf bereit. Als der erste Verhandlungstag bevorstand, traf mich jedoch eine schreckliche Nachricht, die diesen Einföhrungstermin nach hinten verschob. Mein Mentor und Lehrer, nicht zuletzt mein Freund, war nach einer kurzen, aber heftig verlaufenden Lungenentzündung in der vorhergegangenen Nacht verstorben, ohne dass ich mich von ihm verabschieden konnte. Sogleich sagte ich die Gerichtsverhandlung für diesen Tag ab und eilte zum Toten, um den ich mit der anwesenden Familie und dem Magistraten trauerte. Er hatte mich alles gelehrt, zu dem mein Geist fähig war, hatte mir einen Weg gezeigt, Wissen und Bildung zu erhalten, war ein Wegweiser in den dunklen Zeiten, wenn es weder vor- noch rückwärts ging und nebenbei noch eine ausgesprochen gute Seele. Obwohl ich wusste, dass er in seinen letzten Lebensjahren, die er im Verbund mit dem Magistraten verbrachte, glücklich lebte, zerbrach in mir ein Teil meiner heilen Welt, die ich mir im Bereich der

gesellschaftlichen Bildung erschaffen hatte. Nachdem ich mich am frühen Nachmittag von meinem Lehrer und von seiner Familie verabschiedet hatte, ging ich ziellos durch die Straßen und merkte erst, als ich vor der Pforte des Magistratenanwesens stand, dass ich viele meiner Wege nachgegangen war, die mir in meinem Stadtleben bisher wichtig gewesen waren. Mit einem versteinerten Blick heftete ich meine Augen auf das Anwesen, auf die Grünflächen, auf die den Weg säumenden Pappeln und gedachte an die Veränderungen, die in den letzten Jahren nicht nur hier, sondern auch in mir und den bekannt gewordenen Menschen geschehen waren. Ich habe keinerlei Ahnung, wie lange ich über meine zurückliegenden Erfahrungen reflektierte, doch als ich aus meinem Tagtraum ähnlichen Zustand aufwachte, wurde ich einer Frau gewahr, die ebenso erschrak, als ich mich zu ihr umdrehte. Erst nach einer kurzen Phase des Erholens vom Schreck fragte ich sie, was sie hier wolle und wie lange sie bereits neben mir stand. – »Ich warte seit einer geraumen Zeit auf die Rückkehr des Magistraten«, begann sie zögerlich und fragte sich gewiss, warum ich vor dessen Anwesen ausharrte, »Sie wissen nicht zufällig, wann er wieder zurückkommt?« – »Nein!«, begann ich langsam und fragte mich, inwieweit ich ihr Einzelheiten erzählen dürfe. »Der Magistrat ist an einem anderen Ort und wird sehr spät zurück erwartet, denn ein guter Freund ist heute Morgen verstorben und daher halte ich es für keinen guten Zeitpunkt, ihn um etwas zu bitten.« – »Doch leider kann ich mit meiner Bitte nicht mehr warten«, sagte sie gereizt und ich bekam das Gefühl, dass ich sie am wunden Punkt getroffen hatte, »denn mein Mann wird morgen hingerichtet, wenn der Magistrat es nicht mit seinem Wort verhindert.« – »Sie wollen ernsthaft den Magistraten um die Freilassung ihres Mannes bitten, der von einem Gericht dieser Stadt in einem rechtmäßigen Verfahren zum Tode verurteilt worden ist?«, wunderte ich mich und drückte dies auch deutlich mit meiner Stimme aus. – »Ja, weil er völlig zu Unrecht eingesperrt und verurteilt wurde, doch kein Richter dieser Stadt möchte ihm die Gelegenheit zu einer erneuten Verteidigung geben, denn sie scheinen sich nicht dafür zu interessieren, ob er der Täter ist oder nicht.« – »Ich«, begann ich flüsternd meine Worte zu formen und obwohl ich um ihren fehlerbehafteten Inhalt wusste, konnte ich mich nicht bremsen oder gar aufhalten, »ich bin der neue Richter, dessen Amtseinführung übermorgen ist, und wenn sie es mir gestatten, würde ich ihren Fall vor meinem Richterstuhl noch mal vortragen lassen.« – »Übermorgen ist aber leider zu spät, denn das Urteil wird unter keinen Umständen verschoben; so sagte es mir der Gerichtsdienner des zuständigen Richters.« – »Geben sie mir einen Moment zum Nachdenken«, entgegnete ich ihr als ausweichende Antwort und dachte über die Möglichkeit nach, ohne Ernennung zum Richter eine Verhandlung aufzunehmen, zu der ich eigentlich nicht berechtigt war. Würde ich nicht damit auch meinen Lehrer bereits einen Tag nach seinem Tod, an dem ich ihn in Ehren halten sollte, nicht verraten, da er stets an die Gültigkeit von Gesetzmäßigkeiten glaubte? Zudem stellte sich die Frage, ob dieser Mann überhaupt unschuldig war und wenn er es war, wie der betroffene Richter

reagieren würde, wenn er erfuhr, dass ein Neuer seinen Fall erneut verhandelt, den er für abgeschlossen und besiegelt empfand? Zusammengenommen waren diese Gründe eine Menge, um der Frau einen abschlägigen Bescheid zu geben, doch war es nicht ein solches Denken, das mein Freund, der Magistrat, aus der Welt schaffen wollte? Und würde ich wahrhaftig meinen Mentor entehren, nur weil ich auf seinen Ratschlag höre, dass das menschliche Leben in seiner Existenz niemals aufgegeben werden darf, selbst dann nicht, wenn es in der höchsten Gefahr des Todes schwebt? Ich entschied mich für die Anhörung und war mir bewusst, dass ich mir mit dieser Entscheidung einen entscheidenden Nachteil bei meinen neuen Kollegen einhandeln konnte, dieser sogar unausweichlich schien, denn es betraf nicht nur das Urteilsvermögen eines Richters, sondern auch dessen Gerichtsbarkeitshoheit in seinem Saal. Doch was scherte mich das mitunter falsche Denken eines Mannes, der nicht einmal die Courage hat, einen möglichen Fehler einzugestehen, und der einen Mann lieber hinrichten lässt, um für diesen Fall seine reine Weste zu behalten? »Noch heute Abend werde ich die betreffenden Anwälte von meiner Entscheidung zur Neubetrachtung des Falles benachrichtigen«, sagte ich, als ich der Frau erneut gegenüberstand, »und morgen, in aller Frühe werde ich mich ihrem Fall annehmen.« – »Danke«, hauchte sie mir voller fiebriger Freude entgegen, »danke dafür, dass sie wenigstens den Mut besitzen, ein Unrecht verhindern zu wollen, denn was wären wir Menschen für eine Gesellschaft, die stets wegsieht, wenn ein anderer in höchster Not schwebt?« Sie verließ mich mit einem hoffenden Lächeln und ich wusste um die aufbauende Kraft der Hoffnung, wenn sie sich einmal in unser Herz gesetzt hatte. Ich ging zurück ins Gerichtsgebäude und fand den Magistraten unerwarteter Weise in seinem Arbeitszimmer, doch auch er suchte gewiss Abstand vom Tod seines Freundes in der Arbeit, sodass ich ihm meinen Fall darlegen konnte, und obwohl er zunächst an meiner Entscheidung zweifelte, schien er dennoch angetan von der Idee zu sein, dass ich mit der Begutachtung dieses Urteils das festgefahrene System in Schwung brachte. Zu meiner Sicherheit unterzeichnete er die vorläufige Ernennung zum Richter, sodass ich morgen als echtes Mitglied der Richterriege urteilen und niemand aus rechtlicher Sicht dagegen angehen konnte. Im Anschluss daran ließ ich mir von Gerichtsdienern die Akten bringen und schickte welche aus, die den Anwälten Bescheid geben sollten, während ich mir den ganzen Abend das Urteil und die zugrundeliegenden Akten und Beweisstücke ansah. Schnell wurde ersichtlich, dass es ein unsauberer Fall war, in dem der Richter das Strafmaß, sollte es denn gerechterweise den richtigen treffen, viel zu hoch angesetzt hatte, angesichts der Ungereimtheiten, die sich mir darboten. Meine Augen brannten, als ich das letzte Stück Papier gelesen hatte, und nachdem ich mich auf meine bereitstehende Liege zum Schlafen legte, nickte ich sogleich tief und fest ein. Früh am folgenden Morgen stand ich auf, wusch mir den Schlaf aus den Augen und zog zum ersten Mal jene Robe an, die mich als Mitglied des obersten richterlichen Hofes der Stadt schmückte. Ich war bereit für meinen ersten Tag als Richter und

verspürte die gleiche Neugier wie damals, als ich das erste Buch aufschlug, um aus diesem Lesen und Schreiben zu lernen. Jede Geschichte innerhalb eines Menschenlebens hat einen Anfang und ein Ende, und man ist letzten Endes nur dafür verantwortlich, dass man den Inhalt, mit dem diese Geschichte angefüllt wird, auch vor jedem Spiegel der Welt zu vertreten vermag! Meine heutige Aufgabe war es, sich nicht zu sehr von den redseligen Anwälten vereinnahmen zu lassen, um nicht im Beisein vieler interessierter Augen und Ohren meine Objektivität bereits am ersten Tage einzubüßen. Als ich den Gerichtssaal betrat, war dieser bis auf den letzten Platz gefüllt, und ich erkannte in der ersten Reihe, mit dem Stuhl am Gang, jenen Richter, der das Urteil über den Angeklagten gefällt und nicht noch einmal verhandeln wollte. Ich fühlte eine starke Anspannung in mir aufsteigen, als ich den Gerichtsdienner anwies, dass jetzt der Angeklagte und zum Tode Verurteilte in den Saal hineinzuführen sei. In Lumpen gekleidet und mit langem, ungepflegtem Bart stolperte er mehr als dass er ging in den Raum hinein und setzte sich zwischen seinen Anwalt und seine Frau, die ihn liebevoll empfing. Ich blickte durch die Räumlichkeit, die voller Anspannung auf meine Eröffnung wartete, sodass ich mich sammelte, um die ersten Worte so klar wie nur möglich zu formulieren. »Der Beklagte sollte sich im Klaren darüber sein«, begann ich und hielt meine Augen auf den Angesprochenen geheftet, obwohl ich weiterhin in meinen Augenwinkeln die aasgeierhaften Augen des anderen Richters in der ersten Reihe auf mich gerichtet sah, »dass sein Urteil mit dieser Verhandlung keineswegs als aufgehoben gilt, und er damit heute Nachmittag hingerichtet wird, sollten sich nicht während der Verhandlung ernsthafte und unwiderlegbare Zweifel an seiner Schuld ergeben.« Der Anwalt des Angeklagten machte sich für seinen Einsatz bereit, doch ich entschied für mich selbst, dass ich dem Mann, der bereits dem Tod in die Augen blickte, die Gelegenheit geben wollte, seine Sicht der Ereignisse darzustellen. »Angeklagter, stehen Sie auf, treten Sie vor das Gericht und erzählen Sie uns mit ihren eigenen Worten von den Ereignissen, die dazu führten, dass Sie mit dem Tode verurteilt wurden«, sagte ich und sah, wie er sich mit demütiger Mimik ans Werk machte, mir den Sachverhalt aus seiner Sicht darzulegen. Er berichtete von seiner Kindheit, seinen Eltern, seiner familiären Umgebung und seinen Freunden, von der Schule und seinen Kindheitswünschen, ein Handwerker zu werden. Kaum eine Miene verziehend sprach er von den sorglosen Zeiten seines Lebens, wie er begann, sein Talent für Holz und seinen Spaß an dem Herstellen von großen und erhabenen Gegenständen zu entdecken. Sein Vater, ein mittlerer Beamter, wollte stets, dass sein Sohn in seine Fußstapfen treten soll, insbesondere, um seinen guten und hart erworbenen Ruf als zuverlässiger Mitstreiter im Verwaltungsamt zu erhalten. Maßlos enttäuscht über seinen einzigen Sohn zeigte sich der Vater hingegen, als er erkennen musste, dass dieser einen anderen Wunsch hegte; den unwiderstehlichen Wunsch, mit seinen Händen filigrane Tische und Stühle oder massive Schränke und Anrichten herzustellen. In ihm schlummerte zugleich die nötige Grobheit für den Behau der frisch

geschlagenen Hölzer und der Feinschliff, um das grob Behauene zu einem kleinen Kunstwerk werden zu lassen. Tagelang zog sich der heranwachsende Junge nach der Schule in die Scheune seines Großvaters, der ebenfalls ein Schreiner gewesen war, zurück und schnitzte an Figuren, die er dann an seine Bekannten und Freunde verschenkte; dabei missachtete er absichtlich das Gebot seines vom Vater beeinflussten Lehrers, mehr für die Ausbildung seiner geistigen Fähigkeiten zu leisten. Wie es kommen musste, beendete er seine Schule mit einem mehr oder weniger guten Abschluss und konnte gegen den Rat seines Vaters, auf den er zu diesem Zeitpunkt bereits wenig gab, eine Stelle als Lehrling bei einem der bedeutsamsten Kunsthandwerker in der Stadt ergattern. Die Wörter aus dem Mund des Angeklagten veränderten ihren Klang, als er über seine Arbeit sprach, über das Werken mit dem Holz und dem Erkennen von dessen Maserung, dem Entstehen von Kunstwerken und dem Verfertigen der anspruchsvollsten Aufgaben; die Aussagen erhielten ein Eigenleben, wenn er von den verschiedenen Schnitzkünsten sprach, die er wie und aus welchem Grund erlernte, und obgleich es für viele nicht nachvollziehbar schien, warum ich diese Erzählung nicht abkürzte oder gar unterband, empfand ich, dass sich im Erzählen dieses Mannes der Kern zur Lösung dieses Falles verbergen könnte. Er erzählte, dass der Weg vom Lehrling zu einem Tischler oder Schrankmacher noch weit war, er aber stets in seinem Innern spürte, dass er diesen Weg gehen wollte, denn es erschien ihm als seine Bestimmung. Mit leuchtenden Augen fuhr der zum Tode Verurteilte fort: »Wenn ich ein Werkzeug in der Hand hielt, ob es eine Säge, eine Schmiege, eine Hobel oder für das Verziereisen ein Fäustel war, fühlte ich mich frei, meine Gedanken begannen von allein zu schweben und in mir wallte eine Kraft aus dem Innern meines Herzens nach außen, dass ich hätte vor lauter Freude hätte schreien können, derart erfasste diese Arbeit meine Seele. Ich sah ein Stück Holz vor mir und erkannte darin die Maserung, bildete das fertige Stück in meinem Kopf aus und begann ohne Messung zu arbeiten, denn ich wusste genau, wie meine Arbeit am Ende aussehen sollte. In der Zeit meiner Ausbildung bekam ich einige Anfragen von gutbetuchten Kunden, die meine Arbeiten kaufen wollten, und ich brachte auf diesem Wege meinem Meister einiges an zusätzlichem Einkommen ein, wovon er mir stets gerechterweise einen großen Anteil gab. Somit war ich bereits im Lehrlingsalter ein angesehenener und für mein Alter wohlhabender Mann, sodass ich, gemeinsam mit meiner Frau, in eine rosige Zukunft blickte. Mein Glück schien einen weiteren Höhepunkt erreicht zu haben, als sie mir unseren ersten Sohn schenkte, der jedoch nach wenigen Tagen seinen Atem einbüßte, und wir ihn in der Kinderwiege verloren. Die folgende Zeit war die schwierigste und traurigste für uns beide als junges Elternpaar, doch diese Erfahrung brachte uns nur noch näher zusammen und zu unserem Glück überlebten unsere folgenden drei Kinder, die uns zu einer glücklichen Familie werden ließen. Nach der Geburt und dem Tod unseres ersten Kindes machte ich den Gesellenbrief und erhielt eine Anstellung bei meinem Meister; nicht selten bekam ich in jenen Tagen den Auftrag,

für einen reichen Kunden ein besonderes Geschenk herzustellen, denn mein Ruf als feiner Schreiner hatte sich bereits bei der Kundschaft herumgesprochen, sodass ich fast meine gesamte Zeit mit dem Werkeln an meinen Kunstwerken verbringen durfte. Ich schien im Paradies gelandet zu sein, denn alles, wovon ich jemals geträumt hatte, war in Erfüllung gegangen, allein einige Wunden der Vergangenheit waren noch nicht geschlossen. Eines Tages kam ein Kunde vorbei und sprach von seiner losen Bekanntschaft zu meinem Vater und einem Gefühl nachgebend, dass es nun an der Zeit sei, sich auszusöhnen, ging ich tags darauf zum Haus meiner Eltern, und ich erhielt mehr, als ich mir erhofft hatte, denn ohne Erklärung lagen wir uns in den Armen und genossen die unverhoffte Versöhnung. Ich lud meinen Vater auf meine Arbeitsstelle ein und gleich am nächsten Tag kam er vorbei, um sich meine Werke anzuschauen und war nicht minder überrascht, als mich mein Meister als den besten Handwerker lobte, den er je in seinem langen Leben gesehen und ausgebildet hatte. Mein Vater kam zu mir, legte den Arm um meine Schultern und sagte zum ersten Mal seit einer Ewigkeit, dass er unendlich stolz auf mich sei. Er entschuldigte sich für seine Engstirnigkeit und hoffte, dass wir ab diesem Tag in eine gemeinsame Zukunft gehen würden, denn er würde sich als Großvater schämen, seinen Enkeln nicht beim Heranwachsen zusehen zu können. In den folgenden acht Jahren bis zu seinem Tode wurden wir zu dem, was ich mir seit meiner frühen Kindheit gewünscht hatte, zu einem starken Vater-Sohn-Verbund, und zudem war er ein so liebevoller Großvater, dass unsere Kinder zum Glück seiner späten Lebensjahre wurden. Als ich ihn auf dem Sterbebett verabschiedete und ihn fragte, was in seinem langen Leben das Wichtigste gewesen sei, zählte er neben seiner Hochzeit, der Geburt seiner Kinder, seinem Ruf auf der Arbeit vor allem das Kennenlernen seiner Enkel auf, die ihn unvoreingenommen und mit ihrem ganzen Herzen als ihren Großvater annahmen. Er fragte in einem stillen Moment, was ein Mann denn mehr erwarten dürfe, der beinahe während seines gesamten Familienlebens nur darauf bedacht war, wie sie nach außen wirkten und welchen Stand sie in der Gesellschaft hatten, wenn er vor dem Tod das Glück verspüren durfte, von seiner Familie wahrhaft geliebt zu werden? Ich trauerte, wie meine gesamte Familie, sehr um meinen Vater, der in seinen letzten Jahren zu dem Menschen geworden war, den man sich als Sohn wünscht, doch das Leben musste für meine Familie weitergehen und indem wir sein Grab ehrten, wussten wir, dass er stets bei uns im Herzen sein würde. Welch ein Schlag für uns alle war es dann, als an dem folgenschweren Morgen Wachmänner der Stadt an unsere Türe pochten und mich sogleich verhafteten, mit der Anschuldigung, ich hätte zwei Menschen auf brutalste Art und Weise das Leben genommen. Keiner meiner Bekannten wollte glauben, dass ich der Schuldige sein sollte und mit diesem Wissen wartete ich im Kerker auf meine Verhandlung, denn dort würde sich herausstellen, dass sie den Falschen erwischt hatten. Während ich wartete, kam ein Anwalt der übelsten Sorte zu mir in die Zelle und stank bereits am Morgen nach Wein und den Ausflüssen der Nacht, denn meiner Frau

war von Amtswegen verboten worden, auf eigene Kosten einen Anwalt anzustellen. Ich vertraute dem Säufer vom ersten Augenblick an keinen Deut weit, und er riet mir, ein Geständnis abzuliefern, damit wenigstens mein Leben verschont bliebe, doch dann würde ich mein Leben im Gefängnis verbringen. Als er sich von seiner Idee nicht abbringen ließ, forderte ich ihn auf, hinauszugehen und hoffte, dass ich mich vor Gericht allein vertreten könnte, doch die Mechanismen des Gerichtsbetriebes wirken zuweilen fremdartig auf eine unerfahrene Seele und können überall mit Treibsand ausgelegt sein, in dem ich mich verding. Sicherlich, das Mordinstrument, ein Pickel zum Aushauen von Kerbungen, trug meine Initialen und stammte aus dem Meisterbetrieb, in dem ich arbeitete. Doch die Arbeitswerkzeuge sind für jeden frei zugänglich, der dort arbeitet, und nach meiner Arbeitszeit ließ ich stets alles so liegen, dass ich am nächsten Morgen ohne Verzögerung mit der Arbeit fortfahren konnte. Die anderen mir zur Last gelegten Beweise waren Zeugenaussagen, die aussagten, dass sie mich an der Mordstelle gesehen hatten, doch mehr als eine halbe Stunde vor der eigentlichen Tat. Ich hatte an diesem Tag einen alten Freund in meiner Stammlokalität getroffen, und gemeinsam hatten wir uns ein Glas Wein bestellt, doch noch bevor wir es erhielten, hatten wir uns schon wieder trennen müssen, da ihm einfiel, dass er noch etwas Wichtiges zu erledigen hatte. Wir verschoben unser Zusammentreffen auf die darauffolgende Woche, und ich ging nach weniger als zehn Minuten nach Hause, um mit meiner Frau und meinen Kindern den gemeinsamen Abend zu verbringen. Doch da meine Frau einen guten Grund hatte, für mich zu lügen, wurde ihre Aussage als nichtig angesehen, und ich wurde vom Richter nach einer sehr kurzen Bedenkzeit zum Tode verurteilt. Gewiss, die Hinweise lassen einen solchen Schluss zu, und ich muss auch sagen, dass ich keinerlei Groll gegen den Richter hege, doch frage ich mich, auf welchen Grundlagen dieses harte Urteil gefällt wurde. Wie kann er sich sicher sein, dass ich es war, denn er spricht immer von einem geplanten Mord, und ich halte mich für gewissenhaft genug, dass ich in einem solchen Fall gewiss nicht mein Werkzeug von der Arbeit als Mordwaffe nehmen würde. Zudem frage ich mich, warum die Aussagen meines Freundes und meiner Frau nicht zählen, obwohl sie sich ohne Probleme mit den Aussagen der anderen Zeugen decken? Sehen Sie, Herr Richter, nach dem Urteil habe ich mein Leben aufgegeben, ich stand unter einem gewaltigen Schock und obwohl meine Frau von mir forderte, dass ich um mein Leben kämpfen müsse, fand ich im Gefängnis niemals die Kraft, die ich für einen solchen Kampf benötigte. Wenn Sie, Herr Richter, nach meiner Geschichte entscheiden sollten, dass das Urteil rechtens ist, werde ich es akzeptieren und Ihnen, wie dem anderen Richter, keine Vorwürfe machen, denn ich habe mich meinem Schicksal ergeben und hoffe auf nichts weiter, als dass endlich eine finale Entscheidung fällt.« Mit seinen letzten Worten wurde es still in meinem Gerichtssaal, und während ich über das Gesagte nachdachte, wie es zu dem passte, was ich im Urteil gelesen hatte, erhob sich die Frau und schrie ihren Mann an: »Nein, das kannst du deinen Kindern nicht

antun, es ist deine Pflicht als Familienvater, dass du wie ein verletzter Löwe um dein Leben kämpfst, denn mit deiner Entscheidung gibst du nicht nur dein, sondern auch unser Leben auf! Kannst du das verantworten? Willst du das wirklich? Verstecke dich nicht hinter deiner Aufgabe und dem Schicksal, das du akzeptiert hast und vor allem, wie kannst du dem Richter verzeihen, der dich ohne Schuld zum Tode verurteilt hat? Wo ist der Mann, der trotzig und mit einem unbändigen Mut den Willen seines Vaters gebrochen hat, um ein Leben nach seinen eigenen Wertmaßstäben zu führen? Wo ist der Mann, den ich einst für sein Kämpferherz und sein Feingefühl liebte? Kämpfe endlich um dein Leben und gib es nicht auf, nur weil du glaubst, dass dir alle Gelegenheiten genommen wurden!« Mit der letzten Kraft, die sie noch für den letzten Kampf aufgespart hatte, waren diese Worte aus ihr hervorgedrungen, und mit dem Wissen darum, dass sie den Kampf wahrscheinlich verloren hatte, setzte sie sich nieder und schaute aus tränenverhangenen Augen zu mir empor. Sicher, ich hegte nach dieser Ausführung und den keineswegs stichhaltigen Beweisen starke Zweifel an der Schuld des Mannes, doch konnte man eine Schuld völlig ausschließen? Die Frage war eine einfache: Hatte ich den Mut, an meinem ersten Tag als Richter ein Urteil aufzuheben, das von einem anerkannten Richter gefällt worden war und das zwar nach Faulheit roch, aber nicht stank? Der Angeklagte schien mit seinem Leben abgeschlossen zu haben und die Frau war mit ihren Kräften am Ende, sodass ich im Nachklang meiner Entscheidung keine Konsequenzen zu befürchten hatte. Doch ging es in dieser Verhandlung nicht um ein Menschenleben, das aufgrund halber Beweise und nur andeutenden Hinweisen beendet werden sollte? Hatte ich als Richter wahrhaftig das Recht, den Mann zum Tode zu verurteilen, ohne ausreichende Beweise gegen ihn zu haben? Ich entschied, dass ich in Ruhe über all diese Fragen nachdenken musste und bat die Versammlung, sich für den Moment aufzulösen, um sich in einer Stunde wieder hier einzufinden. Zurück in meinem Arbeitszimmer, wo ich mich in den Sessel fallen ließ, seufzte ich ob der Last, die ich auf meine Schultern geladen hatte. Erschlagen ergab ich mich dem Gefühl hin, keine Entscheidung ohne Zweifel treffen zu können, weder in die eine noch in die andere Richtung. War ich überhaupt bereit, den Richterposten gerecht auszufüllen oder war dies der Moment, in dem ich erkannte, dass es für diese Art der Arbeit noch nicht ausreichte? Sollte ich den Magistraten um eine Rückstufung ersuchen, die mich von der Verantwortung entband, über Menschenleben zu entscheiden? Was als Gerichtsdienstler vorher relativ leicht ausgesehen hatte, wie der Richter die Zeugen vernahm, um abschließend die einzelnen Für und Wider gegeneinander abzuwägen, wurde in diesem Moment zu einer unüberwindbar scheinenden Hürde, die ich mir jedoch selbst gestellt hatte. Ich saß in meinem Sessel und mir wurde bewusst, dass ich, ob ich nun einen Rückzieher machen würde oder nicht, wenigstens in diesem Fall eine Entscheidung treffen musste, denn für diesen Mann in der Verhandlung bedeutete mein Urteil Weiterleben oder Tod. In mir kam das Gefühl auf, dass ich besser das bestehende Urteil unangetastet lassen sollte, denn

es war von einem weitaus erfahrenen Richter gefällt worden, der den Gesamteindruck aus der gesamten Verhandlung mit in sein Urteil fließen lassen konnte. In diesem Moment wollte ich aufstehen und mit dem letzten Funken Mut, der meinem Körper geblieben war, für das bestehende Urteil plädieren und damit die letzte Hoffnung der Frau zu zerstören, als just in diesem Augenblick meine Tür ohne Anklopfen aufgerissen wurde und der Richter, der den Fall verhandelt und das bestehende Urteil ausgesprochen hatte, hereintrat. Mit abschätzender Miene trat er näher, baute sich vor mir auf und schien sich zügeln zu müssen, nicht sogleich laut aufzuschreien. »Ich habe«, begann er, »Ihren Auftritt im Gerichtssaal in jeder Bewegung verfolgt und komme zur Ansicht, dass Sie sich als Neuer aufspielen wollen, doch ich warne Sie, dass sie stets loyal zu ihrem Richterkollegen bleiben sollten, denn wir vertreten immerhin die richtige Seite des Gesetzes. Sie sollten sich auch nicht allzu sehr vom Schicksal der Beklagten vereinnahmen lassen, ansonsten werden Sie leicht Opfer falscher Urteile. Ich weiß, dass Sie für den Richterposten keinesfalls ausreichend ausgebildet sind, und ich weiß auch, dass Sie als Freund des Magistraten diese Stelle erhalten haben, aber ich warne Sie noch ein letztes Mal: Lassen Sie die Urteile anderer Richter unangetastet, Sie werden stets das Falsche tun, wenn Sie glauben, dass Sie mehr Weisheit besitzen und aus besseren Gründen als Ihre Kollegen entscheiden können. Belassen Sie es bei diesem Urteil und denken Sie nochmal darüber nach, ob Sie überhaupt für diesen Posten ausreichend ausgebildet sind, denn was sollte Ihnen mit einer Veränderung meines Urteils anderes widerfahren als die Ablehnung aller Kollegen? Wollen Sie das wirklich?« Mein Gegenüber schien mit seiner Rede am Ende zu sein und scheinbar war er von sich und seiner Wirkung überzeugt, denn er wartete auf keine Reaktion meinerseits, sondern drehte sich um und wollte aus dem Zimmer gehen, als mir eine Frage durch den Kopf ging, die ich ihm noch stellen musste, ehe er verschwunden war. – »Warum glauben Sie derart fest an die Schuld des Mannes? Ich meine, welchen Grund haben Sie, anzunehmen, dass es nur dieser und kein anderer Täter sein könnte?« – »Glauben Sie mir, Herr Richter«, sagte er mit einem ironischen Unterton und drehte sich betont langsam zu mir um, »es gab zwei Tote an einem öffentlichen Ort und die Menschen wollen einen Schuldigen für diese Tat sehen, sonst verlieren sie den Glauben an die Rechtsprechung. Der Verurteilte ist ein von Haus aus verbitterter Mann, die Tatwaffe ist sein Werkzeug, er war kurz vor der Tat an Ort und Stelle gewesen und war nicht minder dem Wein verfallen. Dieser Mann ist so schuldig wie die Nacht dunkel ist, glauben und vertrauen Sie den Worten eines erfahrenen Richters, doch sollten Sie Zweifel hegen, sollten Sie sich fragen, ob Sie bereit sind, die Verantwortung für die Entscheidung zu tragen, die bedeuten würde, dass der Mörder weiterhin frei herumläuft und die Menschen der Stadt bedroht. Erkennen Sie nicht, wohin das alles führen würde, wenn Sie diesen Mann, der zweifellos die Schuld an dem ganzen trägt, heute Nachmittag nicht hinrichten lassen? Erkennen Sie das nicht oder wollen Sie es nicht?«, fragte er mich zum Abschluss und verließ ohne ein weiteres

Wort mein Zimmer. War dies das Entscheidende, das hinter allem stand und das ich bisher nicht verstanden hatte? Dass die Menschen der Stadt einen Verurteilten wünschten und daher derjenige, der am Besten in das Raster aus Hinweisen passte, hingerichtet wurde, obwohl er es vermeintlich gar nicht war? War unser Rechtssystem bereits von einer solchen Fäulnis betroffen, dass die Richter nicht zwischen Recht und Unrecht unterschieden, sondern nach Ursache und Wirkung eines Urteils, das ohne Zweifel gesprochen werden musste? Abscheulich wirkte diese Drohgebärde auf mich und verwarf den eben erst aufgekommenen Mut, die Entscheidung so zu belassen, wie der Richter sie getroffen hatte. Ich stand auf und blickte aus dem Fenster, fragte mich, ob ich die Zeit haben würde, einen Freund um Rat zu fragen, doch mir wurde schnell wieder bewusst, dass ich diese Entscheidung alleine und für mich, ungeteilt mit anderen Menschen, fällen und tragen musste. Ich überlegte, was mein gestern verstorbener Lehrer von mir verlangt hätte und seine Worte klangen mir im Ohr, als wären sie soeben erst ausgesprochen worden, doch letzten Endes waren es meine eigenen Gedanken: »Du musst dir in allen Lebenslagen treu bleiben, denn was bringt es, die Gedanken anderer zu denken? Es ist die Freiheit deines Lebens, dir Gedanken und Meinungen über alles, was dich interessiert zu bilden, das einzige, das du abschätzen musst, ist, ob du diese Gedanken den anderen Menschen mitteilen möchtest oder nicht. Du bist der Richter in diesem Fall und was die anderen denken mögen, ob es falsch oder richtig ist, sollte dir gleichgültig sein, denn es ist deine Entscheidung und nur du musst die Konsequenzen tragen, also treffe sie so, dass du mit ihr leben kannst.« Ich wusste in diesem Moment, dass ich niemals die Kraft besitzen würde, diesen möglicherweise zu Unrecht verurteilten Menschen in den Tod zu schicken, doch ohne Vorankündigung besaß ich auf einmal den Mut, in den Gerichtssaal, unter die Augen der versammelten Menschen, zurückzukehren und das Urteil abzuändern, sodass der Mann von allen Anklagen freigesprochen wurde. Ich hatte eine Entscheidung für mich und mein Wesen getroffen, und im Nachhinein war ich äußerst froh darüber, dieses Urteil mit der Hilfe eines alten Gesetzes, das aussagt, dass ein offensichtliches Fehlurteil abgeändert werden kann, aufgehoben zu haben, denn es zeigte mir, dass ich mir meiner treu zu bleiben vermochte und dass ich mir selbst als Mensch vertrauen konnte. Denn welches Leitmaß für die eigenen Handlungen ist im Leben bedeutsamer als das Vertrauen zu sich selbst?

## Kapitel 24

Mit pochenden Kopfschmerzen, aber dem beruhigenden Gefühl, das Richtige getan zu haben, ging ich nach der Urteilsverkündung in die Stadt hinein, vorbei an nachmittäglichem Geplänkel rund um den großen Markt und das Treiben in den Straßen. Niemand achtete auf mich, und im Gegenzug achtete auch ich auf niemanden, sodass ich mir sicher sein konnte, mit mir völlig allein zu sein. Es gibt bestenfalls nur wenige Phasen im Leben eines Menschen, in denen es ihn nach

einer völlig ausschließenden Selbstbezogenheit verlangt, und seit meinen gedankenvollen Tagen, in den Bergen, hatte ich dieses Gefühl nicht mehr verspürt. Um die Illusion einer Losgelöstheit aus dem Kreis der Gesellschaft zu erzeugen, fliehen viele in ein Wochenende auf dem Land oder gehen an Orte, die frei von Menschen sind; ich folgte dem Straßenverlauf und hatte die niedersinkende Sonne im Rücken, die einen meterlangen Schatten auf den vor mir liegenden, unebenen Weg warf, und ich sann über den Sinn meines Richteramtes nach. War es mein Wunsch, Richter in dieser Stadt, unter diesen Bedingungen und Tatsachen zu sein? War dies mein Wille? Kann sich ein Mensch, der die Welt mit anderen, menschlicheren Augen betrachtet als vielleicht die meisten seiner Mitmenschen, selbst zwingen, seine Natur zu negieren, um ein wichtiger Teil der Gesellschaft zu werden, deren Grundbedingungen er doch teilweise ablehnt? Ohne eine endgültige und vor allem allgemeingültige Antwort zu finden, insoweit es überhaupt eine gibt, zog ich die Straßen entlang und kam zu einer Grünfläche, die ich betrat, um ein wenig den Frieden zu finden, den mir die Natur zu geben versprach. War dies ein erstes Zeichen meines Herzens, dass ich mich von den Städtern hinaus in die freie Landschaft sehnte, weit weg von all den Problemen, die von Menschen gemacht und demnach auch von Menschen gelöst werden mussten? Ich blickte um mich und fand eine leere Parkbank, die, unter Bäumen stehend, einen schattigen Hort gegen die sehr drückende Hitze der Nachmittagssonne bot. Ich setzte mich nieder und konnte seit meinem Weggang aus dem Gerichtsgebäude das erste Mal durchatmen, spürte, wie der gesamte Ballast von meinen Schultern fiel, und ich redete mir die Illusion ein, dass ich diesen Abend ohne einen Gedanken an Morgen verbringen würde, was allerdings nur wenige Minuten danach wieder vergessen schien. Während ich über die Wiesen und Wege blickte, den Vögel bei der Futtersuche und den Hunden beim Spielen zuschaute, entstand ein tiefes Abbild der Harmonie in meinem Kopf, das mein Ich wie ein Wegweiser durch mein Wesen zu führen schien. War ich hier, an diesem Ort, in der Stadt, das erste Mal wahrhaftig glücklich? Und wenn ja, war es nur inmitten der Natur möglich, die mir dieses Glück bescherte? Beim Studium der verschiedenen Wissenschaften hatte ich ein mächtiges Glücksgefühl verspürt, doch dieses Hochgefühl im Park war anders, viel körperlicher, während das andere ein rein geistiges gewesen war. Es kribbelte von meinen Zehenspitzen bis hinauf zu meinem Herzen, mein ganzer Körper war erfüllt von einer umfassenden Stille und zugleich entfachte sich in mir ein aufrüttelnder, doch noch unbestimmter Tatendrang. Ich erlebte ein seltenes Wohlbehagen an diesem friedlichen Ort und wusste, dass ich hier in der Folgezeit als Richter meinen Rückzugsort gegen die oftmals wunderbar anmutende Welt der Juristerei haben würde. An diesem Nachmittag saß ich sehr lange auf der Parkbank und beobachtete das Treiben der Menschen und der Tiere. Die Kopfschmerzen und schweren Gedanken, die mich noch auf dem Weg hierher bedrückt hatten, waren verschwunden, und mir gelang es, die Kraft zu finden, um den bisherigen Tag Revue passieren zu lassen, und je öfter ich

über meine Entscheidung nachdachte, desto mehr war ich von der Richtigkeit überzeugt und fand mich damit ab, allen Richterkollegen gleich am ersten Tage vor den Kopf gestoßen zu haben. Um mich von diesen Gedanken, die ins Nichts führten, zu befreien, stand ich auf und bemerkte, dass die Luft ziemlich abgekühlt hatte. Die Sonne war untergegangen, und der Himmel lag in einem abendlichen Blau, das dem Grau der kommenden Dämmerung vorgriff und es in sich mischte. Mit jedem weiteren Schritt spürte ich, wie das Leben und die Spannung in meinen Körper zurückkamen, und strammen Schrittes ging ich auf den gegenüberliegenden Ausgang des Parks zu. Als ich diesen bereits sah, erkannte ich an der Seite einige Steinquader, worauf vorwiegend ältere Herren saßen und sich mit ihrem Spielpartner über Spielzüge und besserwisserischem Getue unterhielten, zuweilen sah ich jedoch auch Menschen, die weder spielten, noch sich mit jemandem unterhielten, sondern einfach nur auf den Steinquadern saßen und vor sich hinstarrten. Ich begriff, dass es besonders im Alter viele Formen der Einsamkeit gibt, ob sie nun allein oder mit einem Partner bestritten wird. Der scheinbare sicherste Halt im Bezug zum Leben endet, wenn die Lebens- und Körperkraft nicht mehr ausreicht, einem Handwerk oder einer geistigen Tätigkeit nachzugehen, um damit den wohl geliebten Alltag zu füllen. Die Alten verlieren, ohne dass sie es wollen oder forcieren, den Bezug zu ihrer eigenen Umwelt, bauen sich oftmals ungewollt eine Fassade auf, hinter der sie sich zurückziehen können, um nicht mit den Unwägbarkeiten des Lebens weiterhin konfrontiert zu werden. Dieser Schutz ist jedoch solange kein Problem, wie die Menschen fähig sind, wieder von hinter der Schutzwand hervorzukommen, wenn sie den Wunsch verspüren, in der Gemeinschaft zu leben und zu wirken. Ein Grund, diesen Schutzpanzer aufzubauen, ist nicht selten der Verlust des langjährigen Lebenspartners, denn wie leicht verliert man seine Selbstsicherheit, wenn derjenige Mensch, der stets hinter einem wie der Fels in der schwankenden und tosenden Brandung gestanden hat, hinfort gegangen ist, welchen Halt verspürt man dann noch in dieser Welt, wenn man den Menschen verliert, den man stets festhalten konnte oder der einen festhielt? Während einige der Herren spielten und andere sich unterhielten, erblickte ich unter den einsamen einen Mann, der abgesondert in der hintersten Ecke des großen Karrees saß und wahrscheinlich nur auf das Ende des Tages wartete. Ich beobachtete ihn eine Weile und nahm das beklemmende Gefühl wahr, dass ich der festen Überzeugung schien, dieser Mensch habe den ganzen Tag schon so in dieser Position verharrt. Verschwanden im Alter die Möglichkeiten, sein Leben auf eine würdige Art und Weise genießen zu können, oder verlieren die Menschen einfach nur das Vertrauen, dass andere Menschen sich für sie interessieren würden und gingen ihnen deshalb aus dem Weg? Wohin verschwindet unsere Sozialität, wenn wir älter und weniger aktiv werden? Wird es uns peinlich, noch am Leben zu sein, ohne Aufgabe und ohne Ziel im Leben? Ich hatte mir noch nie die Fragen bezüglich des Alters gestellt, denn in den Bergen hatten alle bis zu ihrem Lebensende eine Aufgabe und wurden bei dringenden Angelegenheiten und

Entscheidungen zu Rate gezogen, und ich selbst war noch im besten Alter und spürte die Zeichen der Zeit noch nicht sehr stark an mir zerren. Ich entschied mich, zu diesem alten Mann zu gehen, um mit ihm ins Gespräch zu kommen, denn was konnten wir beide dabei schon verlieren? Nichts, glaubte ich und hoffte, dass auch der Mann Freude daran haben würde, mir etwas aus seinem Leben zu erzählen, sodass ich mir ein Bild seiner Einsamkeit machen konnte. - »Bis zu einem gewissen Zeitpunkt in meinem Leben war alles glänzend verlaufen!«, begann der alte Mann, nachdem er erkannt hatte, dass ich ihm wahrhaft und interessiert zuhören wollte. »Selten hatte ich Schwierigkeiten, mich im Leben zurechtzufinden, und ich war sehr zufrieden mit meiner beruflichen Wahl, die ich nach der recht ansehnlichen Schullaufbahn traf. Ich erhielt eine gut bezahlte Stelle in einem Haus, das Geld für andere Menschen bereitstellte und gleichzeitig Geld zur Aufbewahrung entgegennimmt. Die Aussicht, ein geregeltes und sorgenfreies Leben vor den Augen zu haben, heiratete ich früh und verließ das elterliche Haus in vollkommener Eintracht. Es brachen die angenehmsten Zeiten meines Lebens an und ich hätte mir nie, nicht einmal in den düstersten Träumen vorstellen können, dass mir dereinst ein solches Schicksal wie das erlebte, drohen würde, denn einem Menschen ist es eigentlich nicht eigen, Schaden für sein Leben zu erwarten, außer das Misstrauen hat sich seiner Vernunft bemächtigt und wirkt beständig auf den menschlichen Geist ein. Doch zunächst lief alles wie gewünscht und meine Frau gebar mir einen wackeren, aber schwächtigen Sohn, dessen geistige Stärke weitaus höher als seine körperliche einzuschätzen war, und wir zogen ihn liebevoll auf, geschützt von unserer gesamten elterlichen Macht. Es blieb leider unser einziges Kind, gleich, was wir auch versuchten, doch ich sagte mir immer: Lieber ein gesundes und fröhliches Kind, als eine Horde, deren Erziehung sich zur Glückssache entwickelt! Unser Junge ging seinen Weg und wuchs heran, war stets Klassenbestener oder wurde nur knapp geschlagen Zweiter, und sein Ehrgeiz, in allen geistigen Übungen und Wettkämpfen der Beste zu sein, förderte seine Entwicklung ungemein. Tagelang zerbrach er sich den Kopf über ein Problem, bis er es endlich verstand, hielt nicht ein, ehe auch die Hintergründe verstanden waren, und nichts konnte ihn davon abbringen, ein Rätsel, soweit es eine labyrinthische Lösung hatte, zu entwirren. Ich glaubte in jenen Jahren, dass ich als Vater meinem Sohn aber auch noch etwas anderes beibringen müsste, als nur das Wissen aus den Büchern zu lernen, sondern dieses auch in der realen Welt anwenden zu können. Gegen seinen Willen, den ich damals seiner Unerfahrenheit zuschrieb, begaben wir uns auf eine Reise und durchfuhren mit dem Schiff das angrenzende Meer und kehrten in verschiedene Häfen ein. Mit keinem Blick würdigte mein Sohn auf der langen Fahrt die Natur und deren Schauspiele, allein die Bibliotheken in den Städten entlang der Reise konnten seine Aufmerksamkeit einfangen. Wir waren zwei verschiedene Menschen, ich ein Mensch der Tat, der Ordnung und Kontrolle in seinem Leben wünschte, mein Sohn hingegen ein Denker, der ebenfalls Ordnung und Kontrolle als die höchsten Güter schätzte, doch vor allem

in seinem Kopf. Wir entwickelten uns immer weiter voneinander fort, und je mehr ich versuchte, meinen Sohn von meinen guten Absichten zu überzeugen, desto mehr lehnte er mich und meine Nähe ab. Ich wollte oder konnte aber nicht einsehen, dass es einen Weg in der Mitte gab, einen Kompromiss, der Vorteile und Nachteile für beide Seiten hätte ausgleichen können. Nein, ich wollte meinem Sohn meinen Standpunkt in aller Deutlichkeit klarmachen und verlor ihn über meine Sturheit und mein Unverständnis, aber auch seine Mutter, die sich in ihrer Rolle, inmitten der beiden Parteien, nie wohl fühlen konnte. Bei den seltenen Zusammenkünften, die sich in der Folgezeit ergaben, sprachen wir nur über nebensächliche Themen, und ich musste erkennen, dass jenes Band zwischen Vater und Sohn bei uns beiden unweigerlich zerrissen war. Eines Abends kam meine Frau nach einem Gespräch mit meinem Sohn zu mir und teilte mir mit, dass er sich entschieden habe, Theologie und Philosophie an einer fernen Universität zu studieren. Dies war der Tropfen, der meinen inneren Topf zum Überlaufen brachte, ich stieß meine Frau zur Seite und lief die Treppen hinauf, platzte in das Zimmer meines Sohnes, packte ihn an seinen Kragen und zwang ihn vom Schreibtisch in die Höhe. Gurgelnd und nach Luft schnappend blickte er mich aus abweisenden, kalten Augen an und ich ließ ihn erschrocken los, doch mein Mund wollte meinem betäubten Geist nicht folgen. Ich hörte mich wie aus einer anderen Wirklichkeit über wahres Heldentum und die Stärke großer Männer sprechen, vernahm, wie ich zu meinem Sohn sagte, dass Theologie und Philosophie unnütze Fächer seien, die letzten Endes den Menschen in seiner Mannbarkeit nicht weiterbringen würden. Minutenlang muss ich gedonnert haben, und als ich erneut in die klaren und kalten Augen meines Sohnes schaute, war es mir, als ob ich in diesem Moment zum ersten Mal wahrhaftig meinen Verlust erkannt hatte, doch die Zeit reichte nicht aus, um eine Kehrtwende in meinem Denken zu vollziehen, sodass er aus dem Haus ging und ich ihn Zeit meines Lebens nicht mehr wieder sah. Wenn ich doch nur gewusst hätte, was ich mit meinem Verhalten anrichten würde, dann hätte ich einen anderen Weg gewählt, einen sanfteren und weniger herausfordernden, vielleicht hätte er mir dann zugehört - und ich ihm -, und wir hätten einen gemeinsamen Weg finden können. Das Schlimme an seinem Fortgang war jedoch, dass ich ihn mit meinem Drängen unfreiwillig in den Tod getrieben habe, denn er meldete sich nicht an der Universität an, sondern bei der Armee, zog ohne mein Wissen in den letzten blutigen Krieg, den diese Stadt erleben musste und wurde bereits bei seinem ersten Pioniergang aufgrund einer Unvorsicht seinerseits von einer Kugel tödlich getroffen. Während seine Mutter und ich mich damit über die Zeit trösten konnten, dass er sich an einer fernen Universität seinen Lebenstraum erfüllte, starb er in einem dieser unnötigen Kriege, die in dieser Gegend zum Glück seit längerer Zeit nicht mehr ausgebrochen sind. Von einem Jungen aus der Nachbarschaft erfuhren wir dann das Unfassbare, das mich zunächst meinen Sohn und im Anschluss meine Frau verlieren ließ. Der Bruder des Jungen war Seite an Seite mit meinem Sohn in den Kampf gezogen und lebte noch, als

wir dessen Nachricht vom Tode unseres Jungen vernahmen. Ich erkundigte mich bei den betreffenden Stellen und bekam zunächst nur den Bescheid, dass sich mein Sohn wahrhaftig zur Armee gemeldet hatte, und kurze Zeit später erhielten wir die traurige Gewissheit in Form eines schmucklosen und wertfreien Briefes. Noch am selben Tag packte meine Frau ihre Kleidung zusammen und verließ mich in Richtung ihrer Eltern, bei denen sie lebte, bis sie vor einigen Jahren starb. Auch sie habe ich nie wieder gesehen, und obwohl ich mir das manchmal wünsche, glaube ich fest daran, dass es so besser ist, wie es ist, denn letzten Endes gibt es für jede Entwicklung einen guten Grund, und wenn man diesen gefunden hat, bleibt dem Menschen nur zwei Möglichkeiten: diesen zu akzeptieren oder einen weiteren Fehler zu begehen. Seit diesem Tag sitze ich jeden Abend hier und frage mich, was aus meinem Leben hätte werden können, wenn ich nicht nur auf mich, sondern auch auf die Menschen in meiner Umgebung und deren Wünsche reagiert hätte? Aber so ist nun mal das Leben: man trifft Entscheidungen und muss mit den Konsequenzen leben, denn das bedeutet das Menschsein, daher sollte man immer im Blick haben, inwieweit die eigenen Entscheidungen eine Auswirkung auf das Leben anderer haben. Ich habe den Blick damals nicht gehabt und spüre mit jedem Tag, den ich hier sitze, dass es keine einmalige Gelegenheit war, die ich nicht genutzt habe«, sagte der alte Mann und blickte für einen Moment geistesabwesend in die dunkler werdende Dämmerung hinein. »Und Sie, mein Freund, welche Geschichte haben Sie zu erzählen?«, fragte er mich und schnell wurde mir klar, dass ich über das Erzählen meiner Geschichte mir selbst ein Bild von meiner Situation machen konnte, zu dem ich in Gedanken nicht fähig war. Langsam begann ich diesem Fremden, der für mich keiner mehr war, mein Leben wie ein alter Papyrus aufzurollen und nicht selten hakte er ein, um mir mit seiner alternden Weisheit manch guten Rat zu erteilen. Befriedigt von diesem für beide Seiten bereichernden Gespräch verließ ich den Park, ging auf direktem Wege nach Hause und genoss das Gefühl, mit mir selbst zufrieden im Bett zu liegen. Ich erwachte aus einer sehr ruhigen Nacht ohne einen einzigen merkwürdigen oder gar beängstigenden Traum und erwartete die Sonne mit einem unerklärlichen Verlangen. Noch in meinem Wachwerden trieb es mich in den kleinen Garten vor dem Haus und ich setzte mich auf die Holzbank, die ich beizeiten in ihm aufgestellt hatte. Ich verlor die Zeit aus den Augen und die Schönheit des Sonnenaufgangs an diesem Morgen war Ausgleich für alles, was mich in den letzten Tagen belastet hatte. Ich fühlte mich frei und geneigt, einen neuen Lebensabschnitt willkommen zu heißen.

## Kapitel 25

Mit freudiger Gesinnung ging ich zum Gerichtsgebäude, überhörte die tuschelnden Menschen an den Seiten der Gänge, trat in meinen Arbeitsraum, entledigte mich meines Mantels und setzte mich in den bereitstehenden Sessel. Ohne Verzögerung und anzuklopfen traten zwei Menschen in

meinen Raum; den einen erkannte ich sofort als den Richter, dessen Urteil ich gestern aufgehoben hatte, der andere war ein alter Richter, dem die administrativen Aufgaben zufielen, denn er verteilte die einkommenden Fälle nach einer kurzen Betrachtung an die verschiedenen Richter. Beide gaben mit ihren bitterernsten, jedoch aufgesetzt wirkenden Gesichtsausdrücken ein komisches Paar ab, und ich musste an mich halten, um nicht lauthals aufzulachen. »Wir -«, begann der alte Richter ohne um das Thema herumzureden, »wir sind gekommen, um Ihnen mitzuteilen, dass wir eine Untersuchung gegen Sie und ihr gestriges Urteil einleiten werden! Indem Sie ein Urteil von einem unserer Richter aufgehoben haben, das er nach reiflicher Überlegung getroffen hatte, haben Sie ihn vor der versammelten Öffentlichkeit auf schmäbliche Art und Weise beleidigt, und diese Vorgehensweise kann und will ich nicht unter Kollegen tolerieren, insbesondere nicht, da er Sie gestern vor der Urteilsverkündung aufgesucht hat und Sie aufforderte, das Urteil unangetastet zu lassen. Sie haben mit Ihrem Urteil nicht nur seine Entscheidung zur Hinrichtung als falsch dargestellt, sondern damit auch indirekt dem Richter zu verstehen gegeben, dass dessen Wort weniger zählt als Ihres, und zu guter Letzt haben Sie mir damit angezeigt, dass Die sich nichts aus den althergebrachten Regeln machen, die wir seit Jahrhunderten in diesem Magistrat pflegen!« Indem er sich für sein Finale sammelte, machte er eine unfreiwillig komisch wirkende Pause, in der er seinen Scheitel auf dem Kopf neu ordnete. »Ich gehe davon aus, Sie verstehen meine Position und werden erkennen, dass es nur diesen einen Weg der Kollegialität gibt, um die Verbrecher von den Straßen in ihre verdiente Strafe zu überführen, und sollte es so sein, werden Sie in Zukunft solche Vorgehensweisen wie die gestrige in Ihren Handlungen außen vor lassen.« Nun schien der alte Richter aus seiner Sicht genügend Wirkung erzielt zu haben, beide erhoben sich auf sein Zeichen und drehten sich zum Abgehen, als ich mich dann doch hinreißen ließ und sagte, dass eine derartige Handlung nur geschehe, wenn ein Richter sich herausnehme, gegen den menschlichen Verstand Entscheidungen und Urteile zu treffen, die offensichtlich falsche seien. – »Wenn Sie sich in das vorgegebene System nicht einrücken wollen«, begann der alte Richter erneut, indem er den Kopf über die Schulter drehte, »kann ich Ihnen nur sagen, dass wir wissen, wie man mit solch unkooperativen Kollegen umzugehen hat! Glauben Sie mir, wir haben bereits stärkere, klügere und mächtigere Richter aus unseren Reihen entfernt als Sie es jemals werden! Legen Sie sich kein weiteres Mal mit uns an, sonst bekommen Sie die ganze Macht meines Amtes zu spüren.« Nach dieser nachdrücklichen Drohung, der ich - aus irgendeinem Grund - kaum Gewicht beizumessen vermochte, verließen die beiden meine Räumlichkeit, und ich freute mich einerseits, dass ich den beiden die Stirn geboten hatte und andererseits, dass ich jetzt endlich wusste, gegen wen ich in diesem Richteramt zu kämpfen hatte. Faszinierend hingegen war es, erneut einen tiefen Einblick in die Machtstrukturen dieses Amtes erhalten zu haben, sodass mir bewusst wurde, von welchen Unregelmäßigkeiten und Abweichungen der Magistrat gesprochen hatte, obwohl ich mir zugleich

die Frage stellte, was aus mir werden würde, wenn mich die Mühlen der Maschinerie unabsichtlich zu sehr hineinzögen.

## Kapitel 26

In den folgenden Tagen, den ersten nach meiner offiziellen Ernennung zum Richter, verhandelte ich ausschließlich Fälle, die wenig Aufsehen erregten und zeitweise fragte und wunderte ich mich, aus welchen unnötigen Gründen Menschen vor Gericht zogen und welchen Vorteil sie sich davon versprochen. Ich versuchte zumeist, eine Einigung im guten Sinne zwischen beiden Parteien ohne ein Urteil meinerseits zustande zu bringen, doch wollten sich beide Parteien zuweilen nicht auf mein Vermittlungsangebot einigen, musste ich die Verhandlung bis zum bitteren Ende leiten, wobei ich zugeben muss, in deren Vorträgen nicht immer mit meiner ganzen Aufmerksamkeit zugegen gewesen zu sein. Der unbestreitbare Höhepunkt an Nichtigkeit war indessen ein jung verheiratetes Ehepaar, das sich nicht auf den Namen ihres Nachwuchses einigen konnte. Der Leidtragende dieses Gesetzes, das den Eltern eine gerichtliche Entscheidung zusicherte und das meiner Meinung nach schnellstens abgeschafft gehörte, war ich, neben dem Kind natürlich, wobei dieses zum Glück zu jung war, um etwas von diesem unsinnigen Streit mitzubekommen. Beide Partner schienen ein gemeinsames Leben in vollkommener Langeweile zu führen und erhofften sich wahrscheinlich vom öffentlichen Streit vor Gericht die Aufmerksamkeit, die man ihrem Leben bisher missgönnt hatte. Vielleicht hatten sie nie gelernt, sich argumentativ gegen einen anderen Menschen durchzusetzen oder zogen aus Langeweile vor Gericht, um den tristen Alltag zu durchbrechen, auf jeden Fall wollte ich diese unsinnigerweise von mir zu treffende Entscheidung schnellstmöglich aus meinem Saal haben, doch auch diese Verhandlung zog sich über den gesamten Vormittag hin, ehe ich endlich einen Namen für den Kleinen gefunden hatte, der beiden passte und auf den sie selbst nicht gekommen waren. Auch wenn ich helfen konnte und froh war, als ich diese Angelegenheit vom Tisch hatte, fragte ich mich doch, ob diese Fälle etwas für die Gerichte seien? Gären diese Unnötigkeiten immer nur dann hoch, wenn sich das System bereits im Zerfall befand und die Menschen über die Zeit große Schlupflöcher geschaffen haben, durch die alles Mögliche an Unsinnigkeiten passte? Ich freute mich nicht selten, wenn der zähflüssig dahinlaufende Tag ein Ende fand, ich an die frische Luft kam und in den herbstlichen Abend hinausgehen konnte. Ich spazierte an den zunehmend kühler werdenden Abenden durch die Straßen, beobachtete die Menschen, belustigte mich an mancher unnötigen Streiterei und ergötzte mein Wesen an der Unschuld junger, spielender Kinder, die scheinbar noch nichts von den Unwegsamkeiten des Lebens wussten, das in seiner Absurdität keine sichtbaren Grenzen hatte. Diese Wanderungen waren der Ausgleich für die Zeit im Gerichtssaal, die meine gesamte Geduld auffraß, denn auf den einsamen Wanderungen war ich bei mir und meinen Gedanken. Auf einer Bank am kleinen, die

Stadt durchquerenden Fluss sitzend, musste ich niemandem zuhören, keine Entscheidung treffen und vor allem keinen Menschen helfen, die ihren natürlichen Menschenverstand zu Hause gelassen oder im Vorfeld bereits verloren hatten. Ich träumte mich zurück in die Tage, in denen ich als Hirte über die Weiden gezogen war, die Schafe vor und die Hunde neben mir wusste. In Gedanken sah ich mich, wie ich unter einem Baume liegend, die sich weit ausbreitende Szenerie betrachte und mich fragte, ob die menschliche Seele mehr benötigte oder nach mehr streben sollte als diesen in absolutem Frieden liegenden Anblick? Die Zeit auf dieser Bank zog an mir vorbei und es war mir gleich, auch wenn dieser Abschnitt endlos angehalten hätte, doch ohne Grund erwachte ich plötzlich und ertappte mich dabei, dass mein Herz mit einer leichten Sehnsucht kämpfte. Ich hatte die eine Welt hinter mir gelassen und war in eine andere eingetaucht, hatte meinen Geist und die Sonnen- aber auch die Schattenseiten der menschlichen Stadtzivilisation entdeckt und war in diesen Augenblicken in meinem Wankelmut äußerst indifferent zwischen beiden Welten. Mein Herz konnte mir auf die Frage, in welcher ich mich wohl glücklicher gefühlt hatte, keine direkte Antwort geben, doch mein Verstand sagte mir, dass ich hier in der Stadt eine Aufgabe zu erfüllen hatte. So sehr ich mich auch in den nächsten Tagen zwingen wollte, nicht mehr über diese Problematik nachzudenken, desto stärker kamen in mir die Gegensätze beider Welten auf, sodass ich mich ernsthaft zu fragen begann, was ich eigentlich in meinem Leben wollte. An einem der folgenden Abende ging ich auf Einladung des Magistraten zu seiner Residenz, zu einer Feierlichkeit, deren wahren Hintergrund keiner der Eingeladenen kannte, denn das Rätsel wurde selbst vor mir wie ein Stadtgeheimnis von meinem Freund gehütet. Ich wusste darum, dass es nichts mit meinem bevorstehenden Fall zu tun haben konnte, denn warum sollte sich der oberste Vorsteher der Juristerei mit einer banalen Klage gegen die Verwendung von Ideen eines anderen Menschen befassen? Ich selbst hatte mir bereits eine Meinung dazu gebildet und sie stand gegen das gültige Gesetz, doch niemand wusste von meinem Zwiespalt und der Überlegung, inwieweit die aktuelle Rechtsprechung aufgrund meines Urteils abgeändert werden sollte. Ich dachte in diesem speziellen Fall an die Gesamtheit, an die Gemeinschaft der zusammenlebenden Menschen und vertrat die Meinung, dass das Allgemeinwohl, das mittels einer Entdeckung gefördert werden könne, höher einzuordnen sei, als der weitaus größere Erfolg eines Einzelnen. Doch dieser Widerspruch, den es für mich in der nächsten Zeit zu klären galt, sollte nicht der Inhalt dieses Abends werden, und alle anwesenden Gäste waren voller innerer Spannung, welches Geheimnis uns der Magistrat eröffnen wollte. Doch bevor er sich blicken ließ, wurden die ankommenden Gäste einer nach dem anderen von den aufmerksamen Bediensteten empfangen und mit Köstlichkeiten versorgt. Es entstanden kleine Gruppen, in denen aufs Heftigste von der bevorstehenden Enthüllung, aber auch von Alltäglichem die Rede war. Mich hatte es in eine Gruppe verschlagen, in der zwei Frauen ein Streitgespräch über die beste Erziehung ihrer Kinder führten und die Männer, die aus den

verschiedensten Gründen mit dabei standen, überhörten den Streit und suchten mit ihrem Blick die anderen Grüppchen nach einem interessanten Gesprächspartner ab. Ich hingegen fand dieses Thema sehr interessant, denn es war eines, das oftmals nicht mit rationalen Argumenten, sondern mit Gefühlsentscheidungen verknüpft war, einer Gedankenwelt also, die mir zuweilen etwas befremdlich wirkte. Ich gab mir die größte Mühe, die Gedanken der beiden Streitenden einzuordnen und war nicht wenig überrascht, als die zuvor desinteressierten Männer begannen, sich in die Unterhaltung einzumischen. Dies führte allerdings zu einer Verschwörung der beiden eben noch streitenden Frauen gegen die beiden Männer, und ich musste mein schmunzelndes Mitleid für die beiden Herren hinter meinem Ärmel verbergen; einen leichten Hustenanfall vortäuschend gelang es mir, mich von der Gruppe zu entfernen. Ich zwängte mich durch die Masse an Menschen und gelangte zum Eingang zur Bibliothek, drückte die Klinke nieder, öffnete die Türe einen Spalt weit, erkannte, dass sich niemand darin befand und drang in das stille Reich des Wissens ein. Ich schloss die schwere Eichentüre und war überrascht, dass plötzlich alles still war, nur das Knistern des Kaminfeuers durchbrach das Schweigen, das raumgreifend war. Den Raum mit dem warmen Licht der Kerzenhalter erleuchtet, fuhr ich mit meinen Fingern über die Lehne der Sessel, während ich mich ganz der Anziehungskraft der in den Regalen stehenden Bücher hingab. Welch überwältigendes Gefühl war es gewesen, als ich vor Jahren zum ersten Mal in diesen Raum trat und mich fragte, wie die Menschen dieses unendlich scheinende Wissen erlangen konnten? Ich ging zu einer Wand mit Büchern und ließ meine Finger sanft über die Buchrücken gleiten, bis meine Augen eins gefunden hatten, das ich seit Jahr und Tag lesen wollte, doch nie Zeit dafür gefunden hatte. Ich suchte mir den Sessel aus, in dem ich am ersten Abend in diesem Haus mit dem Magistraten über die Schönheit des Lebens gesprochen hatte, schenkte mir ein Glas Port vom Beistelltisch ein und begann mit dessen süßen, verführerischen Geschmack im Mund die Geschichte eines armen Mannes zu lesen, dessen Eigenwilligkeit sein ganzes Leben zerstört hatte, der jeden einzelnen Keim vor dem Auskeimen mit seiner Engstirnigkeit absterben ließ. Seite um Seite verschlang ich und drang tiefer und tiefer in das Wesen dieses vom Leben geschlagenen Mannes und spürte dabei nicht, wie die Zeit verrann. Es musste bereits spät und weit nach Mitternacht sein, als der Magistrat in die Bibliothek kam und ich von den spannenden Zeilen aufschreckte. Meine auf den Lippen liegende Entschuldigung wehrte er mit einer Handbewegung ab und deutete mir an, dass er mit meiner Entscheidung, von der Gesellschaft fernzubleiben, einverstanden war. »Eigentlich hatte ich auch nichts anderes von dir erwartet«, begann er mit einem wissenden Lächeln, »denn ich weiß, dass dir das Gespräch der Städter niemals so gut gefallen wird wie die lehrreiche Geschichte eines guten Buches. Was mich hingegen verwundert ist, dass du bisher keine Anstalten gemacht hast, das von mir gut gehütete Geheimnis aufzudecken, weswegen ich euch alle eingeladen hatte.« – »Zunächst wollte ich dieses Geheimnis lüften«, versuchte ich mich an einer Rechtfertigung, »doch

als ich merkte, dass die meisten Gäste immer wieder auf dieselben Vermutungen stießen, die ich alle für falsch hielt, dachte ich mir, dass es wahrscheinlich so gewollt ist und du mir das Geheimnis offenbaren wirst, wenn es für dich der richtige Moment ist.« – »Das sieht man mal wieder, wie sehr wir uns nahegekommen sind, denn du scheinst beinahe der einzige zu sein, der diese Erkenntnis aus dem Ganzen ziehen konnte. Ich habe dich und die anderen Gäste eingeladen, weil ich euch etwas zu verkünden habe, doch da ich dich nicht in der Menge erblickte, zu der ich von der Treppe aus sprach, dachte ich mir bereits, dass du dich in die Bibliothek zurückgezogen hast. Nachdem ich die anderen alle verabschiedet habe, gedachte ich deiner und fand dich in ein Buch zurückgezogen, ganz so, wie ich dich mir vorgestellt habe. Du hast dir denselben Sessel ausgesucht, in dem du bei deiner Ankunft in meinem Haus gesessen hast und wir über die Schönheit des Lebens sprachen!« – »Genau daran musste auch ich denken, als ich in diesen Raum trat und mir ein Buch für den Abend aussuchte.« – »Weißt du, es sind nur wenige Jahre vergangen, in denen wir beide gemeinsam, Seite an Seite, in dieser Stadt leben, doch ich glaube, dass du mich besser kennst, als irgendjemand anderes. Die einflussreichen Familien, aber auch die meisten Vertreter der anderen Schichten haben mir in einer Bitte angetragen, dass ich einen nur für mich geschaffenen Posten innerhalb der Stadtregierung übernehmen soll - sie bieten mir an, das Amt eines Rabs zu bekleiden, das sozusagen das eines Allgemeinverwalters darstellt, der über den drei Magistraten steht, sodass deren Allmacht in einem Punkte, bei mir, zusammenläuft. Ich sehe natürlich die Verantwortung, die ich damit übertragen bekäme, doch weiß ich auch darum, dass dieses Amt von Nöten ist, um die Probleme der Stadt in einen überblickenden Posten zu bündeln, der diese gezielt angehen kann.« – »Auf der einen Seite halte ich dich für die beste Wahl, die die Bürger dieser Stadt treffen könnten, wenn sie ein solches Amt einrichten, und zugleich bin ich der festen Überzeugung, dass wir alle von einer derartigen Einrichtung profitieren würden, doch du darfst nicht vergessen, dass dieses Amt nach deinem Rücktritt weiter bestehen wird und die Frage lautet dann, ob dein Nachfolger die gleichen Vorzüge wie du besitzt, denn dies war doch das Ziel, als die Gewalten der Stadtmacht geteilt wurden, dass nicht einer die absolute Entscheidungsgewalt hat, sondern die sich gegenseitig kontrollierenden und in die Schranken weisenden Magistraten die Macht aufteilen, um sie auf diese Weise einzugrenzen.« – »Auch wenn ich deine Angst vor der Zukunft verstehen kann«, gab mir der Magistrat zurück, »vertrauen die Menschen sich mir an und wollen, dass ich das gewachsene Chaos aus der Stadtverwaltung beseitige.« – »Vielleicht wäre es besser, wenn die Menschen anstatt eines Mannes, der die Allmacht besitzt, einen ganzen Rat wählen würden, der nicht macht- und zahnlos ist, sondern für sie die Geschicke der Stadt entscheidet.« – »Daran wurde schon oft gedacht, doch was würde das an der gegebenen Situation ändern, in der nicht das Handeln, sondern das Nachdenken vor dem Handeln das einschlägige Problem ist, das unsere Stadt wie keine andere Fessel umschlingt und lähmt? Es gibt Zeiten, da braucht die Gesellschaft eine

vertrauensvolle und weise entscheidende Institution, die nach vorne drängt und dabei weniger zur Seite blickt, sondern das Allgemeinwohl im Auge hat.« – »Kann es dem Allgemeinwohl dienen, wenn der nach vorne Strebende nicht zur Seite blickt, sondern nur für die mittlere Masse spricht? Außerdem bin ich der eindeutigen Überzeugung, dass dieses Amt, das du auskleiden sollst, nach deiner beendeten Aufgabe weiterbestehen wird und vielleicht nicht in fünfzig oder hundert Jahren, aber doch irgendwann zu einem Problemfall wird, gegen den sich die Menschen ebenso erheben müssen wie gegen das jetzige System.« – »Verschiedene Zeiten brauche verschiedenartige Vorgehensweisen, denn diese ändern sich stetig«, entgegnete mir der Magistrat, und ich bekam das Gefühl, dass er sich wahrscheinlich schon entschieden hatte, das Angebot anzunehmen. – »Und doch bleiben die Wünsche der Menschen stets dieselben; vergiss das bitte nicht, wenn du in Zukunft, als Rab, über eine Entscheidung nachdenkst, die das Wohl einiger Menschen zugunsten anderer einschneidet!«, mahnte ich ihn und wir beide wussten, dass der Magistrat den von ihm beschriebenen Weg gehen und auch gewisse Entscheidungen treffen würde, die eben jenen Gegensatz fördern. »Letzten Endes musst du zu jeder Zeit in jeden Spiegel der Welt schauen können, ohne dich vor dem Spiegelbild zu schämen«, sagte ich zu ihm und wir beide blickten in das prasselnde Feuer, das unsere beiden Gemüter beruhigte. Nach einer Weile des Schweigens sagte er leise zu mir, dass er sich jetzt bereit fühle, mit mir ein Spiel zu spielen. Ich wunderte mich nicht wenig über diese kindische Art, die er noch nie zuvor nach außen getragen hatte und fragte mich gleichzeitig, welche Art des Spiels er sich wohl überlegt hat. »Es sind einige wenige Gäste geblieben«, begann er mit einem ausdrucksstarken Lächeln, »die oben auf dich warten und denen ich dich vorstellen möchte.« Bisher hatte es für mich keinen Anlass gegeben, die Treppen hinaufzusteigen, doch in diesem lang ausgestreckten Flur sah es exakt so aus, wie ich es mir vorstellte. »Setz dich auf die Bank, die neben dir steht, dort werde ich dir erklären, wie ich mir das Spiel vorstelle, denn es kommt auch darauf an, dass du dich an die Spielregeln hältst.« Voller Spannung setzten wir uns beide mit dem Oberkörper zueinander und er sammelte kurz seine Gedanken, um mir im Anschluss die Regeln näher zu bringen. »Dies ist ein Spiel mit deiner und der menschlichen Natur, denn hinter diesen drei Türen, die du zu deiner Linken siehst, befinden sich drei meiner besten Freunde, von denen du bisher noch nie etwas gehört hast. Ich werde dir kurz und knapp die Lebensgeschichte der drei nacherzählen und deine Aufgabe wird es am Ende meiner Erzählungen sein, zu entscheiden, wen von den dreien du näher kennenlernen möchtest.« – »Auch wenn ich dein Motiv dahinter noch nicht vollständig zu greifen vermag«, gab ich nach einem kurzen, verwirrenden Gedanken zurück, »möchte ich mich dennoch den Spielregeln unterwerfen und vertraue darauf, dass du mit mir ein Spiel spielst, das für alle Beteiligten gewinnbringend ist.« – »Das wird es, vertraue mir, vor allem für dich wird es entscheidend sein, auch wenn du es dir in diesem Moment noch nicht vorstellen kannst«, gab er mir etwas mysteriös

zurück, ohne dass ich mir vorstellen konnte, was er meinte, und wartete auf meine Zustimmung zum Beginn des Spiels. – »Ich bin gespannt auf deine Erzählungen, von mir aus kannst du beginnen«, waren meine entscheidenden Worte, die den Anfang des Spiels markierten.

## Kapitel 27

»Die erste Lebensgeschichte, von der ich dir berichten möchte, beginnt mit dem Aufschrei eines kleinen Mädchens, das sich gegen die unterdrückende Gewalt ihrer Eltern wehrte, die beide hochgebildet waren und von ihr verlangten, den eingeschlagenen Weg der Eltern weiterzuverfolgen, doch ihre Gefühle sprachen eine andere Sprache als jene, die versucht wurde, ihr in Lehrstunden einzutrichtern. Keine Philosophie, kein Recht, noch irgendeine andere Wissenschaft konnte sie für sich einnehmen, nur das Lyrische vermochte es, ihren Geist zu erreichen. Sie versuchte beinahe alles, um sich gegen ihre Eltern durchzusetzen und sah nach den vergeblich geäußerten Argumenten ihren letzten Ausweg darin, von ihnen und ihrem Zuhause wegzulaufen. Sie kam auf ihrer Flucht nicht sehr weit, denn in der benachbarten Stadt fand man sie auf dem Markt, wo sie nach etwas Essbarem bettelte. Das Zurückbringen des Kindes war eine moralische Niederlage für alle Beteiligten, aber besonders für die Eltern; in der Folge berieten Vater und Mutter tagelang, was in der näheren Zukunft zu machen sei, damit ihre Tochter das in ihr liegende Potential ausschöpfen konnte. Ohne eine adäquate Lösung zu finden, entschieden sie sich in ihrer Verzweiflung, ihre Tochter in ihrer rebellischen Zeit in eine Pflegefamilie aufs Land zu geben; der Abstand zu den Büchern, den Schulen und der Welt des Geistes sollten sie von der Last des Alltags befreien und auf andere Gedanken bringen. So kam das Mädchen auf einen landwirtschaftlichen Hof und musste sich nahtlos in die Familie einfügen, morgens vor dem Morgengrauen begann sie bereits mit ihren Arbeiten. Zu Beginn empfand sie die strenge Einteilung des Tages in Arbeit, Essen und Schlafen und ohne große Momente der freien Zeit als eine angenehme Befreiung von den Fesseln der Bildung, doch schon bald wurde ihr bewusst, dass sie die einen Fesseln gegen andere eingetauscht hatte. Sie wurde zunehmend unglücklicher mit der Wahl ihrer Eltern, der sie anfänglich noch begeistert zugestimmt hatte, doch jetzt mit ihrem ganzen Herzen ablehnte, aber auch eine Rückkehr zu ihren Eltern stand für sie nicht zur Debatte, da es wie ein Eingeständnis der eigenen Unfähigkeit gewirkt hätte. Sie erbat sich von ihrer Pflegefamilie einen freien Tag; sie wollte in der Welt umhergehen und sich an ihr selbst, an den Menschen und an ihrem Umgang innerhalb einer Gemeinschaft versuchen. Eine andere gesellschaftliche Umgebung suchend, ließ man sie unbedacht weiter ins Landesinnere ziehen, und stets führte das Mädchen den Gedanken mit sich, an Ort und Stelle zu verbleiben, sobald es sich ergab, dass sie dort glücklich werden könnte. Sie wanderte über geröllige und zuweilen abschüssige Wege, erklomm Hügel und durchschritt Wälder, kam an blühenden Wiesen und Feldern vorbei, erblickte

verschiedenes Getier und Menschen, doch an keinem Orte sah sie, dass die Menschen in einer zufriedenen Harmonie mit ihren Lebensumständen lebten. Je mehr sie mit den Menschen in den abgeschiedenen Orten sprach, desto häufiger bekam sie die Antwort, dass das einfache Leben auf dem Land zwar das körperliche und seelische Glück eines Menschen bedeuten könne, aber die Belastung, nicht immer genügend Essen zu haben und auf andere Notwendigkeiten des Lebens zu verzichten, von denen man jedoch wusste, dass es sie gab, zehre gehörig am Herzen. Wahrhaftige Armut würde niemals durch das Empfinden eines glücklichen und reinen Lebens aufgewogen, sagte man ihr, seelisches Glück verdränge keine körperlichen Bedürfnisse und wenn, dann allenfalls kurzzeitig. Das Mädchen erkannte, dass für sie auf dieser Wanderung durchaus die Möglichkeit bestand, der großen Stadt für immer den Rücken zu kehren, ein neues, freieres Leben auf dem Land, in der Abgeschiedenheit, zu beginnen, doch stellte sie sich die Frage, ob sie sich den wahrscheinlichen Notlagen, die sie irgendwann wohl einholen würden, gewachsen sah. Wieder und wieder kämpfte sie im Innern mit sich und erhielt stets die gleiche Antwort: Dass das stetige Lernen zwar keinen großen Spaß bringe, doch das notwendige Arbeiten auf dem Land, allein um das körperliche Überleben zu sichern, ihren Fähigkeiten, sich ein wohlständiges Leben zu sichern, nicht gerecht wurde. Belehrt von ihrem selbst empfundenen Unrecht, doch bestärkt durch ihren Mut, für sich selbst dieses Unrecht ergründet zu haben, kehrte sie zurück zu ihrer Pflegefamilie, die aufgrund ihrer tagelangen Abwesenheit ihre Eltern in Angst und Schrecken versetzt hatte. Die Eltern wollten sogleich aufs Land hinauskommen und noch am Tag ihrer Rückkehr von der Wanderung trafen ihre Eltern ein, auf die sie sich nun mehr als alles andere freute. Zunächst wollte der Vater erzürnt reagieren, doch als er den Sinneswandel seiner Tochter erkannte, lobte er seine Entscheidung, sie aufs Land geschickt zu haben und gemeinsam begaben sie sich in der Folgezeit daran, die verpassten Lernstunden eifrig nachzuholen. Sie mochte das Lernen immer noch nicht, doch hatte sie auf ihrer Reise gelernt, dass es Menschen gibt, die weitaus weniger Möglichkeiten besitzen, ihr Leben nach ihren Wünschen zu gestalten, sodass sie zu einer dankbaren jungen Frau heranwuchs, die nicht nur ihren Freundes- und Bekanntenkreis wechselte und im neuen einen Mann fürs Leben fand, sondern zudem entschied, dass sie, gemeinsam mit ihrem Angetrauten, stets dafür sorgen würde, dass ihre Kinder den bestmöglichen Beginn für ihr Leben erhalten. In ihrer Jugend hatte sie niemals daran denken können, als gebildete Mutter auf das Wohl ihrer Kinder bedacht zu sein, doch eben darin fand sie ihr größtes Glück.«

## Kapitel 28

Damit beendete der Magistrat die erste seiner drei Erzählungen und gab mir einige Momente, in denen ich die Gelegenheit bekam, diese Geschichte für mich zu durchdenke und in meine Erfahrungen einzuordnen, ehe er fortfuhr. »Das Leben des zweiten Menschen hinter dieser Tür

verlief in völlig anderen Bahnen als das der ersten Person, wie du dir sicherlich vorstellen kannst. Sein Charakter war zu keiner Zeit seines Lebens ein rebellischer und niemals lehnte er sich gegen die Gebote seiner Eltern auf. Sein gesamtes Heranwachsen lief ohne Beanstandung seiner Eltern und er wurde an einer der angesehensten Schulen der weiteren Umgebung zu einer höheren Laufbahn innerhalb der Verwaltung ausgebildet. Sein Vater war bereits ein erfolgreicher Vertreter seines Bezirks, über viele Jahre saß er im Rat einer nachbarschaftlichen Stadt, und viele der großen Bauvorhaben der letzten Zeit tragen seine Handschrift. Er setzte sich leidenschaftlich für die Verschönerung und die Sauberhaltung der Stadt ein und war der Auslöser, dass viele Grünflächen inmitten der Stadt geschaffen wurden, die dann auch zuweilen seinen Namen trugen. Außerdem war der Vater der Initiator einer Großzahl von Restaurierungsarbeiten an öffentlichen Gebäuden, um die sich in jenen Tagen nur wenige kümmerten. Sein Wille war, dass sein erstgeborener Sohn in seine Fußstapfen treten sollte, und mit seiner Unterstützung gelang seinem Sprössling ein sehr schneller Aufstieg innerhalb der Hierarchie, von kleinem Schreiber wurde er binnen kurzem zum Oberverwalter über die städtischen Grünanlagen. Niemals vernahm ein Vorgesetzter ein Widerwort vom Sohn des Stadtrates, nie wurde ein Skandal oder auch nur der Verdacht eines Fehltrittes über ihn laut. In diesem beschaulichen Dasein gründete er eine Familie und wurde selbst Vater, wuchs mit der neuen Rolle und arbeitete fleißig, wenn auch nicht überragend an den Projekten seines Vaters mit. Die Frage hinter seinem Leben, die er sich erst später stellen sollte, war: Inwieweit kann sich ein Mensch, der seine eigenen Talente und Qualitäten besitzt, unterordnen, ohne sein eigenes Ich soweit herauszuarbeiten, sodass es mit der Zeit verdorrt und mitunter sogar abstirbt? Zu welchem Ergebnis kann ein Weg führen, dessen Ziel von einer autoritären Gewalt - wie die seines Vaters - vorgegeben wurde, der jedoch nicht unmittelbar deckungsgleich mit den eigenen Wünschen und Talenten war? Die unfassbare Abhängigkeit von der Führung seines Vaters und die Aufdeckung der eigenen, persönlichen Schwäche zeigten sich, als der Vater an einem lauen Frühlingsabend zum Spaziergang in eine der Grünflächen auszog und dort einem Herzschlag zum Opfer fiel. Die anschließende Zeit der Lethargie wertete man als Trauer des Sohnes um seinen Vater, doch schon bald erkannten die Menschen in seiner Umgebung, dass vieles, was der Sohn darstellte, vom Vater geschaffen worden war, dass kaum etwas an ihm, nicht einmal sein kultiviertes Äußeres aufgrund seines persönlichen Geschmackes entstanden war. Bis zum Tod des Vaters war der Schatten vom übergroßen Vater auf den im Hintergrund arbeitsamen, aber entscheidungsschwachen Sohne gefallen, und als die hervorbrechende Sonne diesem direkt ins Gesicht schien, blieb ihm keine andere Wahl, als sich abzuwenden, anstatt, wie es sein Vater getan hätte, die Hand über die Augen zu halten. Er hatte in seinem gesamten Leben gelernt, sich bei jeder Gefahr abzuwenden, denn sein Vater erledigte es für ihn, wenn der Sohn von einer Gefahr bedroht wurde. In den kommenden Monaten erfuhr er die zusammengestaute

Bösartigkeit, zu der Menschen fähig sind, wenn sie erkennen, dass der eigentliche Anführer in Wahrheit ein schwächliches Wesen ist, das nach dem Wegfall des Starken an seiner Seite aufgefressen werden kann. Von allen Seiten spürte er den Druck, seinem Vater gleich sein zu müssen, und es dauerte nicht lange, da brach er in sich zusammen und konnte das vorher so feststehende Gebäude, das sein Vater auf seine Schultern gezimmert hatte, nicht mehr von alleine tragen. Er floh aus der Stadt und suchte Schutz bei mir, dem Freund seines Vaters, der zugeben musste, dass er in der Zeit, als der Vater noch lebte, ebenfalls ungesehen auf die Fähigkeiten des Sohnes vertraut hatte, ohne mit ihm selbst über seine Wünsche und Gedanken zu sprechen. Ich fühlte mich mitschuldig und obwohl jeder Mensch für sein Handeln selbst verantwortlich ist, übernahm ich die Führung dieses gebrochenen Mannes und gab ihm in meinem Arbeitsbereich eine Stelle, in der er seine Talente offen zeigen konnte und so zu einem angesehenen und gern gefragten Arbeiter wurde. Seither ist er wie ausgewechselt und erfreut sich mit seiner Familie des Lebens, in dem er niemals große Ansprüche stellt, denn er weiß seit seiner Kindheit darum, welche Forderungen aus der Macht entstehen, die man sich mühsam erstritten oder ohne eigenes Zutun zugesprochen bekommen hat.«

## Kapitel 29

Nach einer weiteren, kurzen Pause, in der ich auch dieses Mal das Gesagte verarbeiten und einordnen konnte, folgte die dritte und letzte Lebensgeschichte, ehe ich mich für einen der drei Menschen entscheiden musste. »Die dritte und letzte Lebensgeschichte, von der ich dir heute Abend berichten möchte, ist wiederum eine, die sich von den anderen in vielerlei Hinsicht unterscheidet. Das Leben der Frau, von der ich jetzt berichte, beginnt nicht in der Stadt, sondern auf dem Land, ihre Eltern waren Bauern und sie wuchs als Tochter eines Mannes auf, der nur in die Stadt zog, wenn er genügend Fleisch besaß, um es auf dem Markt zu verkaufen. Dieses Mädchen ging in keine Schule und konnte bis zu ihrem vierzehnten Lebensjahr weder lesen noch schreiben und dennoch begann sie eigenständig mit dem Zusammenrechnen von Zahlen, als sie auf der Weide unter einem Baume nach dem Rechten sah. Sie glich ständig die Anzahl Kühe auf der Weide gegen den anfänglichen Bestand des Tages oder der Jahreszeit ab und schaute nach Vermehrung oder Verminderung. Nie irrte sie sich in dem, was sie rechnete, aber es gab nur wenige Menschen, denen sie ihr Talent zeigen konnte, da nahezu alle Menschen in ihrer Umgebung weder lesen noch schreiben, geschweige denn vernünftig rechnen konnten. Sie spürte in ihrem Innern und anhand der sonderbaren Behandlung, die die Menschen ihr zuweilen entgegenbrachten, dass sie ein besonderes Mädchen war, und ohne einen genauen Grund oder eine Vorstellung von ihrem späteren Leben zu besitzen, bat sie ihre Eltern um die Freigabe ihres Lebens. Die Eltern verneinten aus gutem Grund, und das Mädchen fügte sich in ihr Schicksal, aber eines Tages kam ein Gelehrter

durch ihre Siedlung und bat für die Nacht um einen Rastplatz für sich und sein Reittier. Als sie zum Abendmahl beisammensaßen und die Tochter begann, ihr Essen in Rechnungen umzuwandeln, wurde der Gelehrte auf ihr Talent aufmerksam und stellte ihr Aufgaben, die selbst viele Städter mit einer grundsoliden Bildung nicht richtig beantwortet hätten. Aus gegebenem Anlass blieb er einen Tag länger als eigentlich vorgesehen und zeigte dem Mädchen neue, schwierigere Aufgaben, deren Lösung sie auf mannigfaltige Art und Weise faszinierten. Kaum hatte er vor ihren Augen drei Aufgaben gelöst, verstand sie bereits die Methodik des Rechnens und die Systematik dahinter, sodass sie selbständig neue Aufgaben zu lösen vermochte. Beeindruckt von dem großen, natürlichen Talent des Mädchens sprach er am zweiten Abend, als sie bereits im Bett war, zu ihren Eltern, das Kind auf eigene Verantwortung in seine Obhut zu nehmen, um ihr in der fernen Stadt die Möglichkeit zu geben, eine umfassende Bildung und eine gute Anstellung als Lehrperson oder eine vergleichbare Position zu erhalten. Die Eltern gaben ihre Tochter nur schweren Herzens aus der Hand, doch sie spürten, dass es das Beste für diesen widerwilligen Kopf war, doch alle drei kamen überein, dass die Tochter sogleich zurückgebracht werden solle, wenn sie es in der Stadt nicht mehr aushielte. Gemeinsam fuhren die beiden in ein neues Abenteuer und widmeten sich im Einzelunterricht der grundlegenden Bildung, sodass sie bereits nach einem halben Jahr in den meisten Fächern auf dem Stand ihrer Altersgenossen war und sie diese nach einem vollen Jahr bereits um Längen überholt hatte. Als Jahrgangsbeste besuchte sie im Anschluss eine höhere Schule und ihr Ehrgeiz half ihr auch dort, in einem ansonsten männlichen Fach alle anderen hinter sich zu lassen. Auf direktem Weg nahm sie ihren Aufstieg wahr, doch es kostete sie im Gegenzug ihr soziales Leben, denn immer seltener dachte sie an ihre Eltern und noch viel seltener besuchte sie diese in der ungewohnten und sie zuweilen abstoßenden Umgebung. Ohne um sich zu blicken forderte sie ihr Schicksal mit der Gesellschaft heraus, stieg in der Hierarchie der Verwaltungen nach oben und hatte bald jene Position inne, aus der sie sogar auf ihren Ziehvater verächtlich niederblickte. Der Ehrgeiz hatte ihr Leben verändert und ihre anderen Gefühle für die Mitmenschen verdrängt, sodass nur der allein sichtbare Erfolg für sie und ihren falschen Glücksmaßstab galten. Die Jahre zogen ins Land und sie verschloss sich immer weiter in ihren Kokon, der nach außen hin eine äußerst erfolgreiche Frau zeigte, der sie jedoch nach innen gegen jedwedes schwächliche Gefühl abschirmte. Nichtsdestotrotz oder gerade deswegen hielt ihr Erfolg an, sodass sie schlussendlich in eine Position gelangte, in der ich sie das erste Mal traf und sie sogleich als unnahbare Person erfuhr - doch eben jene Stellung war es, die von ihr verlangte, einer Verordnung zuzustimmen, die die Auswirkung hätte, ihren Eltern das Leben, das bereits leidvoll genug war, immens zu erschweren. In diesem Moment erinnerte sie sich seit langem das erste Mal wieder an ihre Eltern, doch wankte sie keinen Augenblick und unterzeichnete die Verordnung, als ginge es um eine belanglose Angelegenheit. Zwei Wochen später kam sie in ihrer Funktion auf

Besuch in unsere Stadt, und ich hatte sogleich das Gefühl, dass irgendetwas mit ihr nicht stimmte, doch sie schien nichts davon zu bemerken; erst als sie unversehens ohnmächtig zusammenbrach und nach einem wirren Alptraum auf der Liege meines Arbeitszimmers zitternd aufwachte, sprach sie zu mir mit einer veränderten Stimme. Sie erzählte mir, was sie vorher keinem anderen Menschen erzählt zu haben schien. und ich nahm mir die Zeit, ihr den ganzen Abend zuzuhören, denn dies ist es doch, was ich in diesem Moment zu leisten imstande war und um das viel zu viele Menschen Tag für Tag betteln müssen: Dass ihnen jemand zuhört. Seither sind wir Freunde geworden; sie hat in ihrer Funktion die Verordnung umgehend zurückgenommen, und bevor sie die Stadt verlassen und ihre Stellung aufgegeben hat, noch einige Verbesserungen für die Menschen auf dem Land eingeführt, die jedoch wahrscheinlich mittlerweile von ihren Nachfolgern alle rückgängig gemacht worden sind. Doch das stört sie nicht, denn mit ihrem Ersparten ist es nunmehr ihr und ihren Eltern möglich, ein angenehmes Leben in trauter Dreisamkeit auf dem Land, jedoch nahe der Stadt, zu verbringen und wer weiß, vielleicht findet sich ja noch jemand für sie, der bis zum Ende seiner Tage mit ihr leben möchte, denn zu wünschen wäre es ihr.«

## Kapitel 30

Auch nach dieser Erzählung wartete der Magistrat einen kurzen Augenblick, suchte mich nicht mit seinem Blick zu drängen und sprach dann: »Dies sind die Leben meiner drei Freunde, die dich vor die Wahl stellen, welchen von den dreien du kennen lernen möchtest.« Ich dachte ernsthaft über meine Wahl nach, die er mir stellte, doch bei keiner der drei Lebensgeschichten war ich mir sicher, dass ich mehr davon hören wollte, insbesondere da alle in Teilen auch die meine zu sein schien, während andere Ausschnitte meiner völlig widersprachen. Ich rang mit mir, da ich ihm eine Entscheidung versprochen hatte und fragte mich, ob ich eher derjenigen zustimmen sollte, die näher an meinem Leben war oder eher derjenigen, die weiter fort schien. Zudem stellte sich die Frage, aus welchen Gründen der Magistrat mir dieses Spiel vorgeschlagen hatte; warum nur wollte er mir Menschen auf diese Art und Weise vorstellen? Waren die dargestellten Figuren reale oder erfundene Charaktere und befanden sich in den Räumen überhaupt seine Freunde? Welchen hintergründigen Sinn gab es in diesem Verwirrspiel, das den Anschein machte, als würde es eher meinen Charakter taxieren als den seiner Freunde? Wenn es jedoch so wäre, dass sich keine Freunde hinter diesen Türen befanden, was war dann dahinter? – »Steh auf und erforsche deine Gedanken!«, drang die Stimme des Magistraten an mein Ohr. »Steh auf und öffne jede Türe, dann wirst du schon sehen, was sich dahinter verbirgt. Habe Vertrauen in deine dich drängenden Fragen, denn nur wenn du bereit bist, für ihre Beantwortung Vertrauen einzusetzen, wirst du eine Antwort erhalten, die dich wahrhaft überzeugen kann.« Verwundert über die plötzliche Veränderung der Situation stand ich auf und ging auf die erste Türe zu, berührte die Klinke, doch hielt ich im

Niederdrücken ein, denn ich wollte mir zuerst im Klaren darüber sein, was ich hinter ihr erwartete. Mit diesem Wissen, das sich erstaunlicherweise ohne großes Zetern einstellte, drückte ich die Klinke nach unten, öffnete die Türe und trat in den Raum, der mir im gleichen Moment bekannt und dennoch fremd vorkam. Es war eindeutig die Hirtenhütte in den Bergen, in der ich stand, doch obwohl draußen die tiefste Nacht war und ich daher erwarten konnte, dass unter den Wolldecken Hirten schliefen, wurde ich keiner Menschenseele gewahr. In dem schwachen Licht, das mir der hell erleuchtete Flur im Hintergrund bot, suchte ich nach Anhaltspunkten, die mir dieses Bild erklären konnten, doch als ich im Hintergrund ein voll bestelltes Bücherregal fand, war es mit meiner Sicherheit vorbei. Ich hatte keine Ahnung, wie ich diesen Raum und die offensichtlichen Widersprüche deuten sollte und dachte mir, dass es vielleicht besser sei, wenn ich erst einmal durch die nächste Tür gehe, ehe ich mich in meine Gedanken verliere. Indem ich in den Flur hinaustrat und mit meinem Blick den Magistraten suchte, sah ich die leere Bank und wunderte mich erneut, denn ich hatte ihn nicht gehen hören. Ohne einen weiteren Gedanken an sein Fehlen ging ich zur zweiten Türe, öffnete auch diese und trat dieses Mal ohne eine gezielte Vorahnung hinein. Sogleich war ich vom süßlichen Duft des Hirsebreis umgeben, den mir meine Retterin am ersten Morgen in der Stadt zubereitet hatte, doch es war nicht die erwartete Frau, die am Ofen stand, sondern mein mittlerweile verstorbener Lehrer, der in aller Gedankenruhe eine Schüssel mit Brei füllte und sie vor mich auf den Tisch stellte. Erneut stieg eine ungewisse Verwunderung in mir auf, da ich nicht zu glauben vermochte, was meine Augen eindeutig sahen und obwohl ich den Drang verspürte, den Brei zu probieren, widerstand ich und trat zurück in den Flur, auf dem mich eine weitere, die letzte Türe erwartete. Wollte ich wirklich durch sie hindurch treten oder sollte ich es nicht lieber lassen?, fragte ich mich, doch meine Neugier war stärker als mein Verstand, der mich zur Vorsicht gemahnte. Ich war der festen Überzeugung, dass sich das Rätsel dieser drei Türen und der drei Geschichten nur lösen ließe, wenn ich auch durch die dritte Tür schreiten würde, und in diesem Glauben öffnete ich sie, trat ein und schrak sogleich zurück, denn was ich zu sehen bekam, war nichts, womit ich jemals gerechnet hatte. Hinter dieser Türe befand sich der Gerichtssaal, in dem ich meine Entscheidungen traf, doch an diesem Tag schien er zu einem Hinrichtungsort umgestaltet worden zu sein. Ich trat näher und fragte mich, was dieser Hinweis sollte, ging in den Saal hinein und setzte mich auf meinen Richterstuhl, um das vor mir aufgebaute Szenario besser beurteilen zu können. Unsicher ob seiner Wirklichkeit nahm ich den hölzernen Hammer in die Hand, der mir neben meiner Stimme Respekt und Ordnung im Saal sicherte und fühlte das kalte, polierte Holz, das sich wie immer anfühlte. Just in diesem Augenblick wurde die Vordertüre von einer breiten Menschenmasse aufgestoßen, die in den Gerichtssaal drang, und ich war bereit, die Flucht zu ergreifen, doch mit einem Mal hielten sie inne, spalteten sich in zwei Gruppen, die sich auf die beistehenden Bänke verteilten und ließen die eigentlichen Hauptdarsteller mitten hindurch.

Ich erkannte sofort den Magistraten, doch dieser schien wie ein Gefangener gefesselt, und ich erkannte, dass er es sein würde, der an diesem Tage gehenkt werden sollte. Ohne gegen die laute Masse anzukommen, weder mit meiner Stimme, noch mit meinem Hammer, musste ich mit ansehen, wie der alte Richter, der ansonsten die Fälle an seine Kollegen weitergab, dem Magistraten in aller Seelenruhe und mit bestimmter Hand das geknotete Seil um den Hals legte, zuzog und im Anschluss offenbar auf meinen Hammer- und damit seinen Todesstoß wartete. In diesem Moment wurde mir das Gerät in meiner Hand wieder gewahr, das die Macht hatte, dem Magistraten das Leben zu nehmen, wenn ich es auf den Klotz niederschlagen würde. Alle Augenpaare starrten in meine Richtung, und es war eine eigentümliche Stille in den Saal eingekehrt, allein die Stimme des Magistraten war nun zu vernehmen, der eine Melodie summt, die ich von der alten Frau, der Freundin meiner Retterin, her kannte. Nein!, dachte ich mir, dies alles konnte nicht real sein, weder die Räume noch die erzählten Geschichten waren Wirklichkeit, sondern alle Erzählungen und Erfahrungen waren aus Bildern meines Lebens zusammengesetzt, die nur ich so oder in einer ähnlichen Art und Weise erlebt hatte, und demnach konnte diese Hinrichtung des Magistraten nicht Realität sein. Doch will man seinen besten Freund, der ja auch nicht mehr im Flur saß, nachdem ich aus der ersten Türe zurückgetreten war, aufs Spiel setzen, wenn man sich nicht absolut sicher sein konnte? War dies die Quintessenz dieses Spiels, das der Magistrat mit mir spielen wollte und das mein Leben beinhaltete? War die Erkenntnis aus diesem Spiel die Quintessenz, der Sinn meines Lebens, der rote Faden, der einem zuweilen aus der Hand rutscht, den man aber immer suchend nachgehen sollte und diesen, ohne Zweifel an ihm, als Leitfaden seines Lebens ansehen kann? Immer mehr Fragen drangen auf mich ein, doch die eine blieb bei allen anderen stets im Vordergrund: War dies ein Spiel oder die Wirklichkeit?; und es schien, dass mir nichts weiter übrigblieb, als aus dieser Unsicherheit Gewissheit zu machen. Ich nahm meinen gesamten Mut zusammen, sprach eine tonlose Entschuldigung in Richtung des Magistraten, der mit dem Summen aufgehört hatte und mir stattdessen tief in die Augen blickte, und mit geschlossenen Augen ließ ich meinen Hammer auf den wartenden Klotz niederfallen, sodass ein dunkles Geräusch ertönte, das die Wände meines Gerichtssaals erzittern ließ. Ich habe es wahrhaftig getan, dachte ich in diesem Moment, als mir bewusst wurde, dass der alte Richter den Hebel umgelegt hatte und der Magistrat sich im freien Fall befand. Eine unzählbare Menge an Gedanken und Erinnerungen schossen mir durch den Kopf, die sich allesamt verloren, als ich das Knacken seines Genicks vernahm und den Körper des Magistraten tot am Seil baumeln sah. Eine ohnmächtige Beklemmung stieg in mir auf und vernebelte zuerst meinen Blick, ehe ich auf meinem Richterstuhl kraftlos in mich zusammensackte und ohne Bewusstsein auf den Boden aufschlug.

## Kapitel 31

Ich erwachte im Sessel des Magistraten und hörte, wie ein Holzschreit knackend durchbrach. Mir gegenüber saß der lebendige Magistrat in seinem Sessel und schlief, sodass ich mir sofort sicher war, dass auch ich geschlafen und dabei geträumt haben musste. Beruhigt wartete ich einen Moment, bis sich mein Körper von dem geistigen Schock erholt hatte und versuchte, ohne jedwedes Geräusch aus dem Raum zu treten. Der Hausdiener schien auf uns gewartet zu haben, und ich sagte ihm, dass sein Herr sanft und friedlich vor dem Feuer schlafe, auf dem jedoch bald nachgelegt werden müsste. Der Diener versprach, selbiges zu erledigen und ich ließ mir von ihm Mantel, Schal und Handschuhe geben, doch alle Schutzmaßnahmen halfen nichts gegen die feuchte Kälte, die in dieser kalten Herbstnacht draußen herrschten. Nachdenklich ging ich meinen Weg nach Hause und suchte nach Antworten auf die vielen Fragen, die in meinem Traum alle unbeantwortet geblieben waren, und kurz bevor ich zu Hause ankam, war ich mir sicher, dass alle diese Fragen letzten Endes nur auf eine einzige hinausliefen, die ich mir aufgab, so bald wie möglich zu beantworten, was auch unmittelbar am nächsten Morgen geschah. Ich stieg hinauf zu meinem Schlafgemach, entkleidete mich und legte mich zu einer sehr geruhsamen Nacht schlafen, die für eine längere Zeit eine der letzten in der Stadt werden sollte. In den folgenden Tagen bereitete ich meinen Abschied aus der Stadt und von meinen übernommenen Ämtern gründlich vor, übergab meine Gerichtsakten an einen von mir ausgesuchten Nachfolger, den ich für einen jungen und tatendurstigen, aber vor allem gerechten Anwalt hielt, gab die Schlüssel zu meinem Stadthaus dem Magistraten zurück und erhielt von ihm die Freigabe für mein Leben, obwohl ich mich wunderte, dass er nicht versuchte, mich vom Gegenteil zu überzeugen. Vielleicht hat er die Veränderung, die in meinem Wesen seit der Ernennung zum Richter vorstattengegangen waren, von außen besser betrachten können als ich von innen und nur auf diesen Moment gewartet, in dem ich die Freiheit für mich beanspruchte, doch die liebevolle und mehr als freundschaftliche Umarmung zeigte mir, dass er mich und meine Gegenwart vermissen würde. Gleiches konnte auch ich von meinem Weggang sagen, und er hoffte, dass wir uns so oft wiedersehen würden, wie es unser Leben nur irgendwie einzurichten vermochte, aber auf jeden Fall versprachen wir uns, den anderen über alle wichtigen Entscheidungen des Lebens in Briefen auf dem Laufenden zu halten. Am Morgen des fünften Tages nach meinem Traum im Haus des Magistraten packte ich meine letzten Habseligkeiten, die ich nicht an ärmere Menschen in meiner Nachbarschaft verschenkt hatte, auf mein Reittier und ging aus der Stadt, die ich für eine geraume Zeit nicht mehr betreten sollte. Einen Teil meines Vermögens hatte ich an die Menschen verschenkt, die ich liebgewonnen hatte und die es in der Stadt eher gebrauchen konnten, als ich auf dem Land. Von dem restlichen Geld hingegen hatte ich mir eine kleine Schafherde zusammengekauft, die bereits mitsamt dreier Junghunden in den Bergen auf mich wartete, sodass ich mich an jenem Tag meines Wegganges beeilte, in die Berge

zurückzugelangen. Die Wiedersehensfreude unter den altbekannten Hirten war riesengroß, obgleich sie bereits von meiner Rückkehr wussten, und ich staunte nicht schlecht, als ich die reifen Söhne betrachtete, die ich als jugendliche Männer zurückgelassen hatte, obwohl sie ansonsten rein gar nichts verändert zu haben schien. Trotz der hartnäckigen Kälte in dieser Jahreszeit feierten wir ein rauschendes Fest unter dem klaren Sternenhimmel und ärgerten uns erst am folgenden Morgen, nach dem Aufstehen, über unsere unbedachte Ausgelassenheit am Tage zuvor, die uns heftige Kopfschmerzen einbrachte. An diesem ersten Morgen nach meiner Rückkehr aber war dann alles wie immer: ich stand als erstes auf und verrichtete die ersten Arbeiten des Tages, bevor ich die anderen weckte, doch vor allem genoss ich den Ausblick von meinem Plateau, auf dem ich ab diesem Tage wieder regelmäßig stand, um über die Hügel und Täler zur Stadt hinaus zu blicken, die ich hinter einem der vielen Hügel liegen wusste, doch nicht mehr mit dem Gram meiner Jugend, sondern mit dem beglückenden Wissen, dass ich im höheren Alter dorthin zurückkehren werde, sollte ich das Glück besitzen, bis ins hohe Alter gesund und munter bleiben zu dürfen.

## Kapitel 32

Ich bin tatsächlich alt geworden, aber in all diesen Jahren habe ich stets versucht, meinen Geist mit Leben zu erfüllen; es verging nur äußerst selten ein Tag, an dem ich kein Buch unter einem schattigen Baum in die Hand nahm, jener Baum, der auf einer Anhöhe oberhalb einer saftigen Wiese stand. Vielen meiner Freunde in den Bergen hatte ich das Lesen und Schreiben beigebracht, und die meisten empfanden dies als Bereicherung ihres Lebens, auch wenn sie nie, wie ich, den Drang verspürten, mehr als nur die wenigen Briefe zu lesen, die sie ab und an erhielten. Dieser zweite Lebensabschnitt als Schafhirte gab mir das Glück und die Freiheit des Herzens zurück, obwohl ich mir sicher war, dass ich diese beiden Gefühle niemals gewonnen hätte, wenn ich nicht meine Erfahrungen in der Stadt gemacht hätte, denn der Mensch ist und bleibt stets eine Summe der Erfahrungen, die er in seinem Leben macht. Und so sitze ich im Augenblick an meinem Schreibtisch, der in einem kleinen, aber völlig ausreichenden Haus am Rande des großen Marktplatzes der Stadt steht, und schreibe meine Lebensgeschichte nieder, in der Hoffnung, dass sie den Menschen bei der Suche nach dem roten Leitfaden ihres Lebens zu helfen vermag. Sie soll keineswegs kopiert werden, denn wie mir mein Mentor schon vor Jahren sagte und dem ich heute mit vollem Herzen zustimmen kann, hilft es keinem Leser, die Gedanken anderer zu denken, doch kann es demgegenüber immer gewinnbringend sein, das Leben aus einer anderen Sichtweise zu betrachten, um etwas für das eigene Leben hinzuzugewinnen.